

Ein Missverständnis

Erzählung

Seitdem ich wusste, dass ich bald sterbe, verbesserte sich sukzessive die Qualität meines noch irdischen Daseins. In Schüben, mit Rückfällen, doch tendenziell zum Guten. Es sind so allgemein bekannte Weisheiten, wie «Genieße jeden Tag, als ob es dein letzter wäre» oder «Akzeptiere das, was du nicht ändern kannst», aber die Umsetzung ist meistens schwieriger als die Erkenntnis. Also grübelte ich die erste Zeit und war depressiv. «Warum ich? Warum so früh? Warum habe ich keine Schmerzen?» Von Genießen und Akzeptieren konnte keine Rede sein. Das Arbeiten fiel mir schwer, meine sowieso schon angeknackste Beziehung mit Ulrike ging in die Brüche und sie wollte ausziehen, sobald sie eine Wohnung fand. Den Grund für meine seelische Verfassung wollte ich ihr nicht mitteilen, um sie davon aus Mitleid und Pflichtgefühl einem Kranken gegenüber nicht abzuhalten. Ulrike ist nämlich sehr pflichtbewusst und das machte unsere Beziehung immer sehr kompliziert. Sie war viel unterwegs, erledigte Aufträge kaum bekannter Leute und war ständig müde. Für spontane Sachen und guten Sex, wie am Anfang unserer Beziehung, blieb ihr einfach keine Zeit und Energie. Ihre Vorwürfe, dass ich sie nicht genug unterstütze, weckten mein bequem schlafendes Gewissen und ich fühlte mich in ihrer Nähe als Nichtsnutz und ein schlechter Mensch.

Als ich aus dem Krankenhaus zurückkam, fragte sie nur: «Und? Alles wieder in Ordnung?» Und ich, das Verlangen ein Bisschen zu jammern oder sogar laut loszuheulen mit Mühe unterdrückt, habe nur gesagt: «Alles im Lot. Ich werd's überleben.» Bei ihren Besuchen im Krankenhaus schwiegen wir uns nur noch an oder

tauschten belanglose Bemerkungen aus. Mir wurde klar, dass es eigentlich vorbei war. Man kann ein soziales Wesen haben und mit dem Herzen trotzdem nicht dabei. Dann sollte man das lieber sein lassen. Ich auf jeden Fall wollte nicht aus irgendeinem anderen Grund als Sehnsucht und Verlangen mit ihr zusammen bleiben. Ob sie es genau so sah, konnte ich nicht wissen, denn wir waren diesbezüglich nicht mehr offen zueinander.

Im Büro war es noch schlimmer. Dinge, mit denen ich mich beschäftigen musste, kamen mir plötzlich unwichtig, die Besprechungen langweilig und die Kollegen fremd vor. Die Menschen in der beruflichen Umgebung sucht man sich nicht selber aus. Man hat uns nach dem Gesetz der Zweckmäßigkeit zusammengewürfelt, psychologische Aspekte wurden dabei nicht berücksichtigt. Ich bin Nichtraucher und Frische-Luft-Fanatiker. Der Einzige, der für mich als Büro-Mitbewohner in Frage kam, war Gert, ein dicklicher Fünfzigjähriger, ebenfalls Nichtraucher, der heftig schwitzte und mir für die immer offenen Fenster dankbar war. Ob wir uns gut verstanden, war nicht so wichtig. Hauptsache das Fenster blieb offen. Ich hatte es mit einer Kollegin, die bei den sommerlichen fünfundzwanzig Grad immer noch fror, schon anders erlebt und war Gert für sein Schwitzen dankbar, auch wenn er ein Bisschen muffelte. Kumpels sind wir deswegen aber nicht geworden.

Apropos Kumpels. Im Laufe der Zeit habe ich die wenigen, die ich hatte, einen nach dem anderen aus der Sicht verloren. Einige sind weggezogen, mit den anderen haben wir uns auseinander gelebt. Zwanzig Jahre

meines Lebens arbeitete ich im Ausland auf Montage, was für feste Beziehungen und Freundschaften nicht unbedingt förderlich war. Aber meinen besten Freund Mark vermisse ich immer noch. Mit ihm hatte ich meine verrückteste Zeit verlebt, als wir mit Rucksack und ein paar Hundertmarkscheine im Portemonnaie durch die Welt zogen, Gelegenheitsjob annahmen, Mädels anmachten und hier und da für eine Weile hängen geblieben sind. Das waren noch Zeiten! Wir besaßen nichts, was uns von irgendeinem Ort der Welt abhängig machen könnte, wir haben geliebt, aber nie so sehr, um uns versklaven zu lassen und wir waren gesund, sodass die Widrigkeiten des Vagabundenlebens uns nichts ausmachten. Wie lange ging es gut? Zwei Jahre? Drei Jahre?

Mark war der Philosoph und der Spinner, der geistige Führer unserer Zweiergruppe. Ich war der Bodenständige und besorgte uns kleine Aufträge auf dem Bauernhof, bei der Post oder bei der Bahn. Nächtelang diskutierten wir über Gott und die Welt, bis wir uns in unseren eigenen Argumenten verstrickten oder stritten. Oft schliefen wir erst bei Sonnenaufgang in irgendeiner Scheune ein und wachten erst gegen drei Uhr Mittags auf, um abends schwere Pakete bei der Post zu bewegen, zwanzig-dreißig Mark abzukassieren, Grillwürstchen, Bier und Zigaretten zu kaufen und immer noch im Stande zu sein, tanzen zu gehen, wenn das Geld für den Eintritt reichte. Ab und zu waren wir aber pleite und dann blieben die nächtlichen Diskussionen unsere einzige Beschäftigung.

Das Lieblingsthema unserer Gespräche war die Freiheit. Mark war wie besessen von dem Gedanken, eine Lebensform zu finden, wobei seine Unabhängigkeit von den Eltern, Ämtern und der restlichen Gesellschaft unangetastet bleiben würde. Das Leben in der Wildnis oder in einem Tibetischen Kloster, ein Trip mit den Nomaden durch die Wüste oder mit den russischen Jägern durch die Sibirische Taiga – schien ihm diese geeignete Lebensform zu sein. Zu seiner Schulzeit provozierte er oft die Eltern mit solchen Gesprächen, die seine Mutter immer zu Tode erschreckten und den Vater zur Weißglut brachten. Einmal sagte er zu diesem Thema gereizt: «Du würdest nicht mal bis zur nächsten Stadt kommen, wenn ich dir das Fahrticket nicht bezahle!» Unser Vagabundenleben nach dem Abschluss der Schule war übrigens auch die Folge dieses Streits, denn Mark wollte seinem Vater unbedingt beweisen, dass er ohne ihn klar kommen würde. Und so nahmen wir das Geld - die Belohnung für die bestandenen Abiturabschlussprüfungen - und verschwanden aus der Stadt und aus den wohlbehüteten familiären Verhältnissen.

Was mich betrifft, hatte ich nie einen besonderen Drang zur Freiheit. Ich hatte sie nämlich. Meine Eltern gehörten zu der Generation der Blumenkinder und haben mich im klassischen Sinne nie richtig erzogen. Es gab keine direkten Verbote, keinen Leistungsdruck und keine Verpflichtungen. In die Schule ging ich gern – was sollte ich sonst tun, wenn alle meine Kumpels da waren – das Lernen fiel mir dank meinem guten Gedächtnis immer leicht und abends konnte ich machen, was ich wollte. Der strengste Tadel, den mein Vater je ausge-

sprochen hat, als ich mit zehn einen Kugelschreiber im Supermarkt mitgehen ließ, war: «Ich schäme mich für dich, mein Sohn». Meine Mutter fand sogar diesen zu hart und, um mir den seelischen Schmerz zu lindern, versuchte alles runterzuspielen. Sie erzählte, dass sie als Kind einmal einen Hammer geklaut hat. Wir haben danach viel gelacht und über sie hergezogen, weil keiner verstehen konnte, warum ausgerechnet ein Hammer für ein zehnjähriges Mädchen so verlockend war, dass es eine Diebin wurde. Eine schöne Erinnerung aus meiner Kindheit. Ich hätte öfter stehlen sollen. Als sozial eingestellte Menschen, hätten sich vielleicht meine Eltern ein Bisschen mehr mit mir beschäftigt. Ich aber war wie eine robuste Pflanze, die wächst und nicht viel Pflege fordert. Wie Unkraut eben.

Gut, wenn man zwanzig Jahre lang keine Regeln befolgte, Marihuana rauchte und erst mit 37 Jahren mit dem Studium fertig war, hat man auch keine Berechtigung Andere zu belehren, auch wenn man Lehramt studiert hat. Den vernünftigen Teil seines Lebens arbeitete mein Vater als Bewerbungstrainer in einer Berufsgenossenschafts-Ausbildungsstätte und kämpfte gegen seine Depressionen und Stimmungsschwankungen an. Er ist sehr früh gestorben, sodass ich, ein spät gezeugtes Kind, keine finanzielle Unterstützung aus dem Elternhaus zu erwarten hatte. Meine Mutter, ein sanftes verträumtes Wesen, verdiente nach seinem Tod mit gelegentlichen Kursangeboten als Tanztherapeutin bei der Volkshochschule gerade soviel, dass sie über die Runden kam. Die Notwendigkeit, arbeiten gehen zu müssen, habe ich aber niemals als einen Angriff auf meine per-

sönliche Freiheit gesehen, da mir mein Studium und die danach folgenden Jobs als Maschinenbauingenieur und später als Projektleiter in einem großen Unternehmen immer Spaß machten. Aber das war später. Zum Zeitpunkt unserer Wanderung hatte ich noch keine klare Vorstellung von meiner Zukunft und schon gar keine Prinzipien und ließ mich von Mark zutexten.

«Um frei zu sein, darfst du, wie ein Mönch, keine Emotionen zulassen», philosophierte Mark, auf dem Heu in einer Bauernscheune liegend. «Mann muss den Verzicht lernen, wie die Asketen. Sobald du dich an Dinge oder Menschen bindest, hast du schon verloren, bist manipulierbar, sogar ängstlich, vor allem unbeweglich und beraubst dich selbst der Lebenserfahrungen. Ich stelle mir die Freiheit bildlich so vor: Ich stehe am Ufer eines Flusses. Im Wasser schwimmen Menschen: einige gegen den Strom, die anderen mit dem Strom. Manche ertrinken und ziehen diejenigen mit in die Tiefe, die ihnen die rettende Hand reichen; manche werden gerettet und glauben an die Macht der Solidarität und den anderen idealistischen Kram. Und ich stehe da und beobachte das Ganze gefühllos und mit klarem Kopf, verliere nicht die Übersicht, weil ich unbeteiligt bleibe, persönlich nicht betroffen bin und von einem höheren Standpunkt das Leben betrachte.»

«Und was ist mit den Menschen, die dich lieben? Eltern, zum Beispiel oder Andrea, die seit der fünften Klasse in dich verliebt ist? Würdest du zusehen, wie sie ertrinken und dich nicht vom Platz rühren?» - versuchte ich zu widersprechen.

«Die Eltern müssen sich damit abfinden, dass ich weg bin. Sie haben ihre Funktion erfüllt. Jesus hat auch gesagt: «Sie verlassen Vater und Mutter, um mir zu folgen». Ein Kind und sein Leben sind kein Eigentum der Eltern und keine Altersfürsorge. Und Andrea ist nur eine Frau, die, vielleicht noch unbewusst, ihren Instinkten folgt: nach Geborgenheit für sich und den zukünftigen Nachwuchs. Dafür werde ich doch nicht meine Freiheit aufgeben! Für Urinstinkte im Reptiliengehirn einer Minderjährigen!» - empörte sich Mark, der weiß woher alle seine radikalen Ansichten schöpfte. Beim Lesen der Bibel habe ich ihn zumindest noch nie erwischt.

Vielleicht waren auch die sogenannten «Küchengespräche» bei uns zu Hause daran schuld. Unser Haus stand immer für alle offen: für meine Freunde und deren Freunde, für Freunde meiner Eltern, sowie für Freunde und zufällige Bekannten der Freunde meiner Eltern. Jeder wurde begrüßt und freundlich empfangen. Lag es vielleicht an den Depressionen meines Vaters und seiner Angst, mit dem eintönigen Alltag konfrontiert zu werden? Mag sein. Viele Menschen brachten Abwechslung in unser Leben, aber auch viel Unruhe und Lärm. Man diskutierte über alles, angefangen mit dem Entstehen des Lebens bis zu den neusten Ereignissen in der Politik und in der Wirtschaft. Wir, die junge Generation, wurden als gleichberechtigt behandelt, unsere Meinung nahm man ernst, keiner wurde belächelt oder als naiv abgetan. Meine Kumpels fanden es toll, dass es so locker und demokratisch bei uns zu Hause abging, und kamen zu uns gern. Es sind Namen und Bücher erwähnt

worden, die keiner von uns las, aber man bekam eine leise Ahnung von Themen, Ideen und Theorien, die die Welt beschäftigten - es reichte. Das ist nun mal so – wenn deine Eltern dir das Spinnen nicht verbieten, verliert es für dich nach einer gewissen Zeit seinen Reiz nach dem Gesetz: zu viel des Guten. Man kann auch vieles zerreden. Mich haben die Gespräche oft durcheinander gebracht, denn ich bekam, keine klare Antwort darauf, was richtig und was falsch, was gut und was böse ist. In den Auslegungen der Diskutierenden, die jeder ihre Meinung vertraten, hörte sich alles so logisch an, hatte seine Berechtigung und Rechtfertigung. Jeder Standpunkt wurde von den Zuhörern akzeptiert oder zumindest toleriert. Die Wahrheit interessierte keinen – es gab keine absolute Wahrheit. Jeder hatte seine eigene.

Mark genoss aber die Abende bei uns zu Hause. Seine Eltern waren bodenständige Menschen und verlangten von ihm Sachlichkeit, Fleiß und eine anständige Leistung in der Schule. Seine Mutter sagte oft zu ihm, wenn er wieder mal zu euphorisch und zu leidenschaftlich eine seiner verrückten revolutionären Ideen verteidigte: «Hör auf zu spinnen. Bring lieber den Müll raus.» Ganz zu schweigen von dem Vater, der eigentlich ein schweigsamer und gutmütiger Mensch war, doch keine zweite Meinung duldete, sobald sie drohte, sein gewohntes Weltbild durcheinander zu bringen. Man sucht immer das Gegenteil von dem, was man im Elternhaus geboten kriegt: Ich bin ein bodenständiger und vorsichtiger Junge geworden, Mark ein Laienphilosoph und ein Ausbrecher.

Trotzdem waren wir während der Schulzeit und auch später fast Tag und Nacht unzertrennlich und hatten uns früher oder später immer vertragen, wenn der Hitzkopf Mark sich wieder beruhigt hat. Nur nicht das eine Mal.

Wenn eine Männerfreundschaft zu Bruche geht, steht meistens eine Frau dazwischen. Mark war eitel und ein Charmeur. Er schaffte es immer, die Mädchen für sich zu gewinnen und hatte für sich das Recht beansprucht, die hübschesten abzusahnen. Ich musste mich immer mit der pummeligen oder zweitattraktivsten Freundin zufrieden geben. Kein Frauenheld eben. Umso mehr war ich überrascht, dass ein hübsches Mädchen mich zum Tanzen aufforderte, als wir während der Spargelernte-Saison in einem Dorf auf einem Tanzfest landeten. Ich weiß noch, dass wir in eine Schlägerei verwickelt worden sind, weil das Mädchel von vielen Dorftrotteln begehrt wurde, die sich die Blöße nicht geben wollten, an zwei hergelaufenen Stadttypen ihre Miss-Nieder-Kaufungen oder so ähnlich, abzutreten. Keine Ahnung, warum ich diesmal der Gewinner werden sollte – hat mich auch ein paar blaue Flecken gekostet – aber die Zeit danach entlohnte mich reich für die Schmerzen.

Wenn ich ehrlich bin, weiß ich nicht mehr, wie sie aussah, aber an ihren schönen Busen kann ich mich immer noch ganz gut erinnern. Er kommt sogar manchmal in meinen erotischen Träumen vor und dann wache ich mit dem gleichen wohligen Gefühl auf, wie damals, neben meinem ersten Mädchen, so unkompliziert und neugierig alles auszuprobieren, was wir beide aus den damali-

gen noch recht harmlosen Erotikfilmen gelernt haben.

Mark konnte die Kränkung nicht verkraften und es gab einen Streit und eine Eifersuchtsszene, als ich meinen Freund dabei erwischte, wie er mein Mädchen begrapschte. Wenn ich damals wüsste, dass dieser Streit der letzte zwischen uns beiden sein wird, dass ich meinen hitzigen Freund nie wieder lachen und rumspinnen hören werde, hätte ich ohne zu zögern das Dorfmadchen verlassen und wäre mit Mark zusammen in die Weite gezogen. Aber ich war verliebt und bin geblieben und er war am nächsten Tag weg. Viel später erfuhr ich, dass er in unsere Stadt zurückkehrte, mit dem Studium anfing und während der Semesterferien mit einer Studentengruppe durch Afrika wanderte und krank wurde. Als sein Vater ihn nach Deutschland zurückholte, war er so geschwächt, dass alle Behandlungen nicht mehr anschlugen. Ein seltener Virus hat ihn umgebracht, weil die Diagnose zu spät gestellt und das Gegenmittel aus Berlin ebenfalls zu spät angeliefert wurde. Und ich war nicht mal auf seiner Beerdigung. Die Zeit nach dem Streit mit Mark und meiner Rückkehr in die Heimatstadt kommt mir jetzt ziemlich kurz vor, obwohl das ganze zwei Jahre waren, wahrscheinlich, weil sie überwiegend aus eintöniger, stupider und schwerer Arbeit bestanden.

Vor circa fünfundzwanzig Jahren besuchte ich die Familie meines Freundes noch ein paar Mal und unterhielt mich mit Marks Vater. Eigentlich sprach nur ich und der alte Mann – und er war damals ungefähr so alt wie ich jetzt – hörte nicht mal richtig zu, lächelte müde und

wartete anscheinend geduldig, bis ich gehe. Ich glaube, nach Marks Tod hat er sich nie wieder gefangen und nur aus Gewohnheit und Pflichtgefühl der Frau gegenüber weiter gearbeitet und gelebt. Was hat dieser Mann empfunden? Schuldgefühle, weil er nicht autoritär genug war und den Sohn nicht aufhalten konnte? Oder nicht konsequent genug und das Flugticket nach Afrika doch noch bezahlte? Schwer zu sagen. Was sicher ist, seine unendliche Traurigkeit begann nach Marks Tod und hörte nie wieder auf. Meinen Beschluss, keine Kinder in die Welt zu setzten, fasste ich damals beim Anblick dieser tiefen dunklen Augen.

Und jetzt mit Fünfzig stand ich vor der traurigen Bilanz meines Lebens: keine richtigen Freunde, ein langweiliger Bürojob, eine Partnerin, die mich verlässt und ein Körper, der mich im Stich lässt. Ich fühlte mich von allen verraten. Noch ein paar Wochen später packte mich die Wut, was zur Folge hatte, dass ich erstmals meinen Job verlor.

Seitdem ich nicht mehr soviel unterwegs war und die meiste Zeit in meinem Büro mit Papierkram verbrachte, machte mir meine Arbeit keinen Spaß mehr. Als Mitarbeiter mit einer soliden praktischen Erfahrung wurde ich in die Qualitätssicherung versetzt und mit einer Gehaltserhöhung dafür belohnt, dass ich nicht mehr aktiv sein dürfte, sondern die Arbeit der anderen überwachen und korrigieren musste. Unser Chef, ein Choleriker kurz vor seiner Frührente, machte mir das Leben zur Hölle, weil er keine Lust mehr hatte, sich mit komplizierten Sachen zu beschäftigen und alles auf meinen Schreib-

tisch rüberschob. Um immer noch sich selbst und den Anderen wichtig vorzukommen, rief er uns regelmäßig in sein Büro und verteilte widersprüchliche Anweisungen und Aufgaben, die er am nächsten Tag wieder vergaß. Die Besprechungen raubten viel Zeit, die Abgabetermine drohten einen zu ersticken, aber wir saßen jeden zweiten Tag und diskutierten die nicht vorhandenen Probleme. Die vorhandenen musste jeder allein lösen. Vor lauter Langeweile machte unser Chef täglich eine Runde durch die Büros seiner Mitarbeiter und lenkte diese mit lebhaften privaten Gesprächen ab, erzähle Witze und flirtete mit jungen Frauen, wobei er die mit dem großen Busen bevorzugte.

Nach dem Krankenhausaufenthalt wartete auf meinem Tisch ein Berg von Projektunterlagen, Stücklisten und Zeichnungen, die ihrerseits auf eine Prüfung warteten. Es sah nach viel Arbeit aus, für die ich verständlicherweise zu dem Zeitpunkt keinen Nerv hatte, weil meine Gedanken um ganz andere Dinge kreisten. Und dann noch der Chef, der meine Rückkehr dafür genutzt hat, um über alle seine Wehwehchen und früheren Operationen ausführlich zu berichten. Und plötzlich packte mich die Wut, die ich jahrelang verdrängt, gestoppt, gebändigt habe, und ich schrie wie eine hysterische Tunte meinem Abteilungsleiter ins Gesicht, dass er faul, launisch, ein unfähiger Chef und eine Last für die Abteilung ist, dass er außerdem keine soziale Kompetenz besitzt und schon lange von keinem mehr ernst genommen wird. Das Letztere hat gegessen. Choleriker legen bekanntlich großen Wert auf den Beliebtheisfaktor. Aus diesem Grund schleimen sie sich bei vielen Leuten ein,

lassen ihren Charme spielen und vergessen schnell kleine Streitigkeiten. Das lässt sie inkonsequent aussehen, aber das ist konsequent, wenn man weiß, dass das höchste Gebot eines Cholerikers – immer und bei allen gut ankommen. Mit so viel Hass meinerseits könnte mein Chef nicht fertig werden. Das war keine kleine Auseinandersetzung – seine ganze Persönlichkeit und Strategie wurde in Frage gestellt. Dafür musste ich büßen. Ich bin für die nicht Einhaltung der Termine, die nicht zu halten waren, getadelt, mein Name wurde ab jetzt immer mit negativen Ereignissen in unserem Unternehmen in Verbindung gebracht, schließlich sollte ich in eine andere Abteilung mit einem niedrigeren Gehalt versetzt werden. Als ich die Stelle nicht angenommen und stattdessen gekündigt habe, hatte keiner was dagegen. Was soll's. Meine Ersparnisse würden mir für die nächsten paar Jahre reichen und mit meiner Diagnose würde ich es sowieso nicht länger schaffen. Und nun hatte ich Zeit, die mir schon immer gefehlt hatte. Ulrike ist ausgezogen, der Wecker entsorgt – ich konnte endlich ohne schlechtes Gewissen ausschlafen.

Zuerst wachte ich immer noch um sechs Uhr Morgens auf, aus Gewohnheit, dann aber immer später, bis mir klar wurde, dass ich eigentlich ein Langschläfer bin. Ich lag morgens im Bett bis ich richtig wach wurde und das Bedürfnis verspürte, mich zu bewegen, zu frühstücken oder ein Bad zu nehmen – wonach mir gerade war. Manchmal ging ich in eine Gaststätte um die Ecke und trank da meinen Kaffee, las eine Zeitung und musterte die Passanten, die an mir in Eile und mit besorgten Gesichtern vorbei gingen, mit Gesichtern wie auch meins

früher war. Was denken all diese Menschen? Welche Sorgen plagen sie? Warum lächelt und sieht keiner den anderen an?

Wie gesagt, ich hatte Zeit und bin zu einem Beobachter geworden.

Oft sah ich einen kleinen Jungen mit einer Schultasche um die Ecke kommen. Er war ein Bisschen pummelig, verträumt und führte Selbstgespräche. Ich fragte mich, warum er, offensichtlich ein Erst- oder Zweitklässler, nicht abgeholt wird und allein von der Schule kommt. Eines Tages sah ich den Jungen in Begleitung eines älteren Mannes, der ihn an die Hand nehmen wollte. Der Junge weigerte sich aber, wirkte ängstlich und lief auch schneller als sonst. Ich saß draußen, weil das Aprilwetter es endlich erlaubte, und hörte wie der Junge sagte: «Mama hat es mir aber nicht erlaubt!» Der Mann, der in seinen schmutzigen Klamotten und mit langen verfilzten Haaren keinen guten Eindruck auf mich machte, ließ aber nicht locker und folgte dem Kleinen Richtung Bushaltestelle. Ich zahlte und folgte den Beiden. Danach bin ich in eine unschöne Geschichte verwickelt worden, denn es hat sich herausgestellt, dass der Mann der geschiedene Vater des Jungen war, der mit seinem Sohn nur einen Spaziergang machen wollte. Als ich ihn aus dem Bus rausschubsen wollte, mischten sich die Passagiere ein und ich musste mich später bei der Polizei rechtfertigen und bei dem Mann entschuldigen. Daraufhin hat man mir gedankt und gesagt, dass ich ein wachsamer Bürger bin und, wäre der Mann ein Kinderhändler oder -entführer, hätte ich doch richtig gehan-

delt. Die ganze Sache war mir trotzdem ziemlich peinlich, denn ich habe früher noch nie für so viel Aufsehen auf der Straße gesorgt. Wie auch immer – am nächsten Tag grüßte mich der Junge wie einen alten Bekannten. Und nach ein paar Tagen habe ich mich getraut ihn anzusprechen und erfuhr nach und nach seine Lebensgeschichte, seine kleinen und großen Geheimnisse und Probleme und wir wurden Freunde.

Jetzt frühstückte ich immer um zwölf Uhr in dieser kleinen Gaststätte und Patrik, mein neuer Bekannter, ging zu dieser Zeit meistens schon nach Hause, setzte sich zu mir an den Tisch und genoss die Tasse heißer Schokolade, die ich für ihn bestellte. Er hatte es nie eilig. Als ich nach seiner Mutter fragte und ob sie sich um ihn Sorgen machen würde, sagte er nur: «Sie muss nachts immer arbeiten und tagsüber schläft sie.»

Manchmal plauderten wir so lange, dass es Mittagszeit wurde und dann bestellten wir uns Spagetti und zum Nachtisch für jeden ein Eis. Das war übrigens noch eine Veränderung in meinem Leben. Ich habe beschlossen, alles zu essen, wonach es mir gerade war. Ich brauchte nicht mehr auf mein Gewicht und auf den Cholesterinspiegel zu achten, keinen Sport mehr zu treiben, überhaupt nichts mehr zu tun, um gesund zu bleiben – ich war ja bereits todkrank und dürfte endlich über die Stränge schlagen und es sogar genießen. Manchmal veranstalteten wir mit Patrik richtige Fressorgien, probierten alle Torten aus dem Drehregal der Cafeteria, kosteten exotische Säfte und Schorlen im Thailändischen Restaurant und kauften im Delikatessenladen ein.

Aber nicht so oft. Wegen Patrik. Er sollte ja nicht noch pummeliger werden. Doch ich ahnte, dass er viele leckere Sachen noch nie probierte, und es machte mir Freude ihn zu verwöhnen.

Um vier oder fünf Uhr trennten wir uns und gingen unsere Wege: er – zur Mutter, um seine Hausaufgaben zu machen, ich - zurück in meine einsame Wohnung, um ein Nickerchen zu machen. Abends ging ich wieder raus und schlenderte ziellos durch die Straßen oder saß in einem Biergarten, bis der Alkoholspiegel ausreichend zu sein schien, um problemlos einschlafen zu können.

Wenn man kein Ziel mehr vor Augen hat, werden die Augen wacher. Alles Nebensächliche, sogar Lächerliche oder Banale gewinnt plötzlich an Bedeutung. Nie habe ich mir früher die Schaufensterpuppen angesehen oder Reklamesprüche gelesen. Jetzt tat ich das. Ich fragte mich, warum die meisten Autos auf unseren Straßen grau sind – weil man den Staub darauf nicht so schnell sieht? Und warum so viele Menschen Selbstgespräche führen? Sind die einsam oder schizopren? Warum ist dieser große starke Mann ein Penner geworden? Was ist passiert, dass er die Lust weiter zu leben verloren hat und vegetiert bettelnd vor sich hin? Warum sitzt dieser Straßenmusiker jeden Tag mit einem Hut vor den Füßen in der Fußgängerzone und keiner der Passanten auch nur ein Cent spendet, obwohl er so gut spielt? Warum gibt es mehr dicke als schlanke Menschen, und warum tragen die Dicken immer so enge Kleider? Warum haben wir so viele Kirchen bei so wenigen Kirchengängern? Auf eine davon, lief ich in dem Moment, wo ich

das dachte, zu und ging rein - was ich schon seit meiner Kindheit, als ich meine Ferien bei den Großeltern verbrachte, nicht mehr getan habe.

In der Kirche lief eine Gesangsprobe. Zehn Frauen sangen abwechselnd vom Blatt ihren Part. An der Orgel saß ein junger Mann und gab den Ton an. Keine dieser Frauen war weder schön noch schick gekleidet. Ihre Stimmen waren auch nicht besonders stark oder schön und ich wollte schon wieder gehen, als der junge Mann ein Zeichen gab und die Frauen fingen an mehrstimmig zu singen. Und plötzlich veränderte sich der Raum in ein Zauberschloss. Das Licht, das durch die bunten Mosaikfenster floss, beleuchtete die ernsthaften und konzentrierten Gesichter der Frauen und sie alle, jung oder alt, dick oder dünn, altmodisch oder modern gekleidet, sahen für mich nun aus wie Madonnas. Kein irdischer belangloser Gedanke war diesen Gesichtern anzusehen. Sie waren die Musik selbst. Leider bin ich kein Kenner der klassischen Musik und schon gar nicht der kirchlichen Kanonen und weiß nicht, was sie sangen, aber ich fühlte, wie jede einzelne Silbe, jede Klangwelle um mich und durch mich drang und dort eine Spur hinterließ. Sowas Schönes habe ich noch nie in meinem Leben erlebt. Früher, wenn ich im Fernsehen oder Radio klassische Musik hörte, konnte ich nicht schnell genug umschalten. Jetzt stand ich da und wollte, dass es ewig anhält – dieses selbstlose Sich-gehen-lassen, dieses Loslassen, in etwas Versinken und Nicht-auftauchenwollen – ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll. Vielleicht als Gänsehautmusik?

Auf dem Weg nach Hause dachte ich: Warum habe ich es früher nie gehört und nie gespürt? Eher anders rum: Hätte ich jemals so etwas gespürt, hätte ich genau hingehört und würde es genießen lernen. Ich hätte eine Freude mehr im Leben. Immer wieder. Doch ich habe gearbeitet, nur gearbeitet – und das Schöne ging an mir vorbei. Ich habe in jungen Jahren durch meine Jobs auf Montage viele Länder bereist: China, Afrika, Indonesien, Südkorea, doch nicht viel gesehen. Nach einem anstrengenden Tag blieb ich meistens im Hotel – mal war es zu heiß, mal zu kalt, mal zu gefährlich. Und ich war immer müde. Und nachdem die Anlage installiert war, kam ich zurück nach Deutschland, um Urlaub zu nehmen, nichts zu tun und Kräfte zu sammeln – für den nächsten Einsatz. Es ging nicht anders. Sollte ich jetzt noch alles nachholen? Nach Sibirien oder Kanada reisen und das Leben in der Wildnis auskosten, weg von all den Gedanken, die mich quälen und Menschen, die mir nichts bedeuten? Ich konnte mein Auto verkaufen und eine Weltreise machen. Mit dem Schiff, zum Beispiel. Aber ich wusste, dass es ein Trugschluss war. Schließlich nimmt man sich selbst auf die Reise mit. Und wenn du zu Hause einsam oder unglücklich bist, bist du es überall. Das wusste ich schon damals, auf Montage. Zu Hause wartete auf mich keiner, also war ich im Ausland einsamer als jeder, der nur Geld verdienen wollte, um der Familie was bieten zu können. Doch ich wollte keine Familie. Keine festen Bindungen bedeutete: keine Verluste, keine Verpflichtungen und keine Enttäuschungen. So war es einfacher für mich. Frauen für einen Monat oder einen Jahr findet man überall.

Doch unglücklich war ich nicht oder habe es bei diesem termin- und stressreichen Leben einfach nicht gemerkt.

Andererseits, sollte ich nicht alles ausprobieren, was ich schon immer mal machen wollte? Und was war das überhaupt? Sex mit zwei Frauen gleichzeitig? Fallschirm springen? Eine Luftballonfahrt machen? Einen Berg besteigen? Die Niagarafälle und den Gran Canon besichtigen? Und würde mich das alles glücklich machen? Ein Naturfreak und ein Abenteurer war ich noch nie und für ausgefallene Sexspielchen fühlte ich mich momentan zu alt und zu krank.

Also lebte ich weiterhin in den Tag hinein und machte kleine Ausflüge mit Patrik in die nächste Umgebung. Zum Beispiel, in den Zoo. Wir beobachteten stundenlang die Affen, unsere Lieblingstiere, und lachten viel über ihre Grimassen und Spiele. Sie schienen auch in der künstlichen Natur glücklich zu sein und zeigten kein Verlangen aus der Unfreiheit auszubrechen. Das haben wir mit den Affen gemeinsam. Wir akzeptieren die Gegebenheit. Aber im Vergleich zu den Zoo-Affen müssen die meisten von uns, um satt zu werden, viel arbeiten und dann vergeht uns die Lust zu spielen. Und wenn wir satt sind, sind wir träge. Und brechen jahrelang nicht aus: aus der Routine, aus den unbeliebten Jobs und aus gescheiterten Beziehungen - aus unseren Käfigen eben. Mein Käfig hat sich plötzlich in der Luft aufgelöst und ich stand da, wie ein kleiner dummer Affe, und wusste nicht, was ich mit meiner Freiheit anfangen soll. Ich hatte Geld, Zeit, aber keine Wünsche. Ich war der Freiheit, die mich so plötzlich überrumpelt hat, nicht ge-

wachsen. Ich wurde damit bestraft. Und war das überhaupt Freiheit, unfreiwillig sterben zu müssen? Fraglich, fraglich.

Im Zustand der Apathie war ich manchmal zu faul, vom Sofa aufzustehen, die Fernbedienung vom Tisch zu holen und umzuschalten, und sah mir blöde Talkshow oder alte Filme an. An den Ostern-Feiertagen brachten sie im Fernsehen mehrere Verfilmungen der Bibelgeschichten zum Thema Auferstehung und ich musste darüber lachen, wie unpassend für mich der Zeitpunkt, sich damit zu beschäftigen, war. «Es gibt keine Freiheit ohne Gesetz» - sprach zu mir vom Bildschirm Moses und meinte natürlich nicht unsere Verfassung, sondern die 10 Gebote, wie der Titel des Filmes verriet. Nicht stehlen, nicht töten und nicht wahllos vögeln – habe ich noch zusammengekriegt, aber die restlichen sieben wusste ich nicht mehr oder noch nie, da ich nicht religiös erzogen wurde. Bei uns in der Familie hat man den Buddha mehr verehrt und Gott als kosmische Energie angebetet, und nicht mal das ernsthaft. Die Diskussionen zu diesem Thema empfand ich immer als Spinnerei und bin wahrscheinlich aus diesem Grund Techniker und Materialist geworden. Zu Hause hatte ich nicht mal eine Bibel. Würde sie mir jetzt Trost spenden? Soll ich Sonntag in die Kirche gehen und beten und Kirchenmusik hören? Ich wollte es versuchen. Wahrscheinlich ist es normal in meinem Fall, sich aufs Jenseits vorzubereiten, im Falle eines Falles. Um nichts unversucht zu lassen, um später nichts zu bereuen, wenn es ein Später gibt.

Der evangelische Gottesdienst war kurz und schmerzlos und lief nach einem festgelegten Szenarium ab. In den ersten Reihen saßen circa zwanzig alte Frauen, die mit leisen zitternden Stimmen sangen, beteten oder standen auf, wenn es verlangt wurde. Der Pfarrer predigte zwanzig Minuten lang, allerdings sehr professionell, mit geschichtlichem Hintergrund, doch nicht besonders emotional, und ich dachte, dass mich das auf Dauer nicht fesseln könnte. Kurz vor Gottesdienstschluss betete er für alle Kranken und Einsamen dieser Welt, segnete die alten Frauen und sah auch kurz zu mir, der in der letzten Reihe saß, auf. Ich wollte beim Verlassen der Kirche eines der Bücher, die auf den Bänken verteilt waren, mitgehen lassen – soviel zu den Geboten - aber beim genauem Hinsehen stellte sich heraus, dass es nur ein Gesangsbuch war und keine Bibel, und habe es liegen lassen, ohne eine Sünde zu begehen. Eine Bibel musste ich mir kaufen, wenn ich bei Gott Trost finden wollte. Und das habe ich in den nächsten Tagen auch gemacht.

Das erste Mal in meinem Leben habe ich in der Bibel gelesen, skeptisch alles hinterfragt, nachgedacht und war damit beschäftigt, länger als ich dachte – und das war gut so. Am Interessantesten fand ich die Geschichte über Hiob, der krank und arm war und alles verlor, aber nicht seinen gesunden Menschenverstand und den Mut, Gott nach seinen Beweggründen zu fragen. Cooler Typ – musste ich anerkennen - hat auch dem Allmächtigen gefallen und wurde dafür belohnt, kriegte alles zurück und ein paar komplizierte Antworten auf seine Fragen. Ich wollte versuchen, ebenfalls cool zu bleiben – was

blieb mir noch anderes übrig?!

Die Bergpredigt über die Gleichberechtigung und Nächstenliebe kam bei mir nicht so gut an. Ich glaube, es ist verständlich, warum. Weit und breit war in meinem Leben kein Nächster zu sehen und die Gleichberechtigung zu sterben empfindet man mit fünfzig nicht gerade als Privileg. Und überhaupt fand ich die Bibelgeschichten insgesamt etwas deprimierend und das Leben im Paradies zu ungenau geschildert. Wenn ich hier in diesem Leben nicht viel mit meiner bedingten und mir aufgezwungenen Freiheit anfangen konnte, was soll ich denn da oben machen? Gegen Verbote rebellieren? Sich gegen die Eltern, Lehrer und Chefs durchzusetzen - das konnte ich schon bei Lebzeiten nicht besonders gut. Oder vielleicht gerade wegen der Verbote werden die Wünsche wieder wach und man bekommt die Lust zu leben wieder? Und was dann? Reinkarnation und eine neue Runde oder ein ewiges Leben mit unerfüllten Wünschen? Der Pragmatiker in mir sträubte sich dagegen, eine Illusion anzunehmen. Ich glaube, mit dem Paradies ist es wie mit dem Ausland: wer in der Heimat, wo alles bekannt und geregelt ist, nicht klar kommt, wird es auch auf Mallorca nicht können, egal wie schön und verlockend einem das Leben dort aus der Ferne und dank der Urlaubserfahrungen vorkommt.

Zum Glück gehöre ich zu den Menschen, die einen Tätigkeitsdrang haben. Länger als zwei Tage halte ich in meiner Wohnung nicht aus und muss raus, an die Luft, in das Chaos, zu den Menschen. Jetzt durfte ich noch erfahren, dass ich die Menschen eigentlich mag. Sie

sollen mir nicht zu nahe kommen, nicht zu viele Fragen stellen, aber ich will sie um mich haben, wenigstens einen. Erst als Ulrike mich verlassen hat, habe ich begriffen, dass ich sie gern hatte. Ihre ewigen Sorgen um die Schwachen dieser Welt, ihre Spendenaktionen und ihre einfache Anwesenheit haben in mein Leben viel Unruhe, aber auch viel Abwechslung gebracht. Sollte ich sie vielleicht anrufen und alles beichten? Nein. Ich wollte ihr nicht zur Last fallen. Ich schaffe es schon allein. Allein – was für ein komisches Wort. Es enthält die Wörter «alle» und «ein». Was denn nun? Alle oder ein? Oder bedeutet es alles in einem? Und reicht dieses «ein» auch aus, um alles zu sein? Ist man sich selbst, so wie man ist, genüge? Und wie lange? Ich zumindest schaffte es nicht all zu lange: ich hatte keine Hobbys, keinen besonderen Lesensdurst und vor allem keine innere Ruhe. Also lief ich von mir selbst auf die Straße, sobald ich wach war, zu dem einzigen Menschen, der im Begriff war, zu meinem Nächsten zu werden, zu Patrik.

Patrik war ein Einzelgänger und ein kleiner Grübler. Unsere Gespräche waren ernsthaft, aber nicht kompliziert. Ein Achtjähriger nimmt das Leben ernst, seine Probleme wiegen schwer und ich habe gelernt, sie nicht zu belächeln. Nach und nach erfuhr ich, dass Patrik keine Freunde hatte, weil er, wie er meinte, nie einen aus der Schule nach Hause mitbringen durfte. Seinen Vater hat er nicht gemocht und war froh, dass seine Mutter ihn rausgeschmissen hat. Über seine Mutter sprach er gar nicht und ich vermutete, dass da etwas zwischen den Beiden nicht stimmt, habe aber nicht nachgefragt.

Die Wahrheit kam früher als es mir lieb war ans Licht und unsere harmonische Freundschaft mit Patrik drohte zu einer Katastrophe auszuarbeiten. Nach einem Zoobesuch brachte ich Patrik mit meinem Auto nach Hause. Vor der Haustür stand eine dunkelhaarige Frau Mitte Dreißig, mit verschmierten Augenkonturen und rauchte nervös eine Zigarette. Als sie ihren Sohn in meinem Auto gesehen hat, riss sie die Tür auf und zog den Kleinen mit einem heftigen Ruck vom Sitz runter. Patrik sah sehr erschrocken aus, sagte aber kein Wort und lief Richtung Haustür. Dort ist er stehen geblieben und beobachtete die danach erfolgte Szene. Die Mutter von Patrik - das war mir sofort klar - stieg in mein Auto ein und bombardierte mich mit drohenden Sprüchen und unangenehmen Fragen. Ziemlich schnell ist auch das böse Wort gefallen, das mich als Kinderschänder und Perverser bezeichnete, und ich konnte mich nicht rechtfertigen, weil ich nicht zu Wort kam. Ehrlich gesagt konnte ich ihre Wut und ihre Angst verstehen. Ich hatte kein Recht, das Vertrauen eines kleinen Kindes mir zunutze zu machen. In der heutigen Zeit, wo immer wieder Kinder vermisst und tot aufgefunden werden, war so eine Reaktion einer Mutter nur logisch. Trotzdem war ich verletzt und traurig darüber und sagte nur: «Tut mir leid der Ärger. Ihrem Kind ist aber nichts Böses passiert.» Darauf sagte sie nur: «Verpiss' dich!» und stieg aus dem Auto. Sekunden später verschwanden Mutter und Sohn hinter der Haustür und ich fuhr schweren Herzens nach Hause.

Am nächsten Tag sah ich die Beiden wieder. Offensichtlich beschloss die Mutter ihren Sohn ab jetzt aus

der Schule abzuholen und sie schleppten sich müde die Straße entlang, ohne miteinander zu sprechen. Ich hatte keinen Grund, mich hinter meiner Zeitung zu verstecken, und lächelte Patrik zu, als er verstohlen zu mir herübersah. Die Mutter bemerkte mich nicht. Ich dagegen konnte sie diesmal etwas besser betrachten. Sie war schlank, hübsch und sehr stark geschminkt. Ihr Rock war sehr kurz und das Dekolleté zu tief ausgeschnitten. Sie trug einen offenen Mantel und beim Gehen konnte man ihre langen schlanken Beine in schwarzen Strümpfen sehen. Die Frau war heiß, aber etwas vulgär. Und sie war müde – das konnte man sogar auf Entfernung sehen. Konsequenterweise war sie wahrscheinlich nicht, denn eine Woche später, kam Patrik wieder allein von der Schule, zögerte kurz, als er mich gesehen hat, und entschloss sich dann doch noch mich anzusprechen.

«Sie ist nicht so wie du denkst», - sagte er an meinem Tisch stehend. - «Sie hat nur Angst, dass mir was passiert. Hat ja keinen mehr außer mir».

«Ich verstehe das. Wir sollten sie nicht mehr verärgern. Hat sie dir verboten, mich zu treffen?» - fragte ich und wusste natürlich die Antwort im Voraus.

«Hat sie», - sagte Patrik und senkte den Blick. - «Aber ich werde ihr alles erklären – sie kann sowieso nicht lange böse sein und mir glaubt sie alles. Ich muss nur abwarten, bis sie wieder gut drauf ist. Momentan ist sie immer müde und schläft viel.»

«Was macht denn deine Mutter beruflich?» - fragte ich.

«Ich muss nach Hause» - sagte Patrik, ohne auf meine

Frage zu antworten, sah sehnsüchtig zu dem Tortenregal und schlich zwischen den Tischen Richtung Terrassenausgang. Und ich blieb in meinem neuen Käfig und habe die Gegebenheit wieder akzeptiert. Solange es einen fremden Willen gibt, ist man nie frei. Es sei denn, du verzichtest auf alle Kontakte mit deinen Mitmenschen und bist stark genug, um allein zu sein.

An diesem Abend fühlte ich mich noch elender als sonst und fuhr mit meinem Auto ziellos durch die Gegend. Die Sehnsucht nach einem anderen Menschen in meinem Leben hatte einen Namen – der Junge ist mir ans Herz gewachsen und ich grübelte wieder, warum mich das Leben für eine gute und selbstlose Tat bestrafte. Es ist bitter, bestraft zu werden, gerade wenn man es gut meint.

Auf dem Weg nach Hause musste ich an dem Straßenstrich vorbeifahren und zwar ganz langsam, weil die Autos vor mir immer abbremsten. Ich habe überlegt, ob ich mir eine Nutte mit nach Hause nehmen sollte, um mich abzulenken und endlich wieder mal Sex zu haben. Aber der Gedanke an meine Krankheit hat mich davon abgehalten. Schmerzen hatte ich zwar nicht, aber würde es denn überhaupt funktionieren? Außerdem hatte ich immer schon ein leichtes Ekelgefühl den Straßennutzen gegenüber. Einer von Hundert zu sein, der durch ihre Hände und nicht nur Hände ging – reizte mich noch nie. Trotzdem machte ich einen kleinen Schlenker Richtung Straßenstrich, wo alle fünfzig Meter leicht bekleidete Mädchen, gelangweilt, aber jederzeit zum Sprung bereit, rumstanden. Darunter waren ganz junge und schon

etwas reifere, wirklich hübsche und nur hübsch geschminkte Frauen mit wachen raubtier- und luderähnlichen Gesichtern sowie kranke, gebrochene, mit Drogen vollgepumpte Halbkinder-Halbfrauen – irgendwie ein trauriges Bild, sogar für das männliche Auge. Später durfte ich mehr über diesen Straßenstrich erfahren: zum Beispiel, dass viele Frauen aus Bulgarien kamen, weil sie ihren Roma-Familien entfliehen wollten, denn das Leben als Prostituierte in Deutschland immer noch satter und besser war als zu Hause; dass einige der Frauen trotz der Vorsichtsmaßnahmen schwanger oder krank wurden und aus diesem Grund aufhören mussten zu arbeiten, worüber sie überhaupt nicht glücklich waren – als Hartz 4-Empfängerinnen hatten sie erheblich weniger Geld zur Verfügung; dass einige der Frauen in Fußstapfen ihrer Mütter getreten sind, standen nebeneinander am Straßenrand und teilten sich morgens das Geld für den Haushalt, falls die Eine oder die Andere weniger eingenommen hat oder sie stritten sich darum, und noch vieles mehr: über Männer mit perversen Neigungen und Ehemänner, die über den Job ihrer Frauen bescheid wussten, über Zuhälter, die zuschlugen, und kleine Kinder, die zu Hause warteten. Über all das habe ich mir in meinem früheren Leben kaum Gedanken gemacht. In anderen Ländern habe ich viel schlimmere Fälle der Frauendiskriminierung gesehen. In Deutschland geht alles viel diskreter ab und stört den pruden und anständigen Bürger nicht so wirklich. Man fährt an den Frauen vorbei und sieht keine Schicksale hinter den bunt aufgemalten Fassaden. Wie ein Ausschnitt aus dem Film. Auch in dieser Nacht habe ich mir nicht zu

viele Gedanken über dieses Thema gemacht – war ja mit mir selbst und meinem eigenem Schicksal beschäftigt.

Am Ende der Straße auf einem gut beleuchteten Fleck, sah ich eine Figur, die mir bekannt vorkam: im kurzen Rock, einem aufreizenden T-Shirt und trotz Kälte ohne Mantel. Sie kam auf mein Auto zu und ich erkannte sie trotz der Perücke wieder und blieb stehen. Als sie mich ebenfalls durch das runtergekurbelte Fenster erkannte, lächelte sie frech und sagte: «Ich dachte, du stehst auf kleine Jungs», wollte sich umdrehen und gehen, aber ich rief sie zurück.

«Sie verstehen nicht. Es ist alles ganz anders. Darf ich das ihnen erklären?» Sie zögerte und ich nutzte die Gelegenheit, um die Tür aufzumachen und hoffte, dass sie einsteigt. Nach langem Hin und Her tat sie das auch und ich versprach zu zahlen, wenn sie mit mir eine Runde in der Stadt dreht und sich meine Geschichte anhört.

Es ist manchmal einfacher, einem Wildfremden die Sorgen von der Seele zu reden. Die Geschichte unserer Fressorgien und Zoobesuche wusste sie schon von Patrik – offensichtlich hat er sein Versprechen gehalten - und so sprachen wir nicht mehr davon. Dafür aber über alles Mögliche und Unmögliche, was ich keinem in meinem Bekanntenkreis anvertrauen würde. Und es tat gut. Besser als Sex. Aus einer Stunde ist mehr geworden und ich habe auch mehr als vereinbart gezahlt. Sie war eine Geschäftsfrau und wollte auf ihren Lohn nicht verzichten. Das Märchen von einer gutherzigen Nutte, die nicht bezahlt werden möchte, weil sie Mitleid emp-

findet oder sich gar verliebt, hat sich in dieser Nacht nicht verwirklicht. Vielleicht hat sie auch nichts dabei empfunden, aber sie hörte mir zu, gab ihre sachlichen Kommentare ab und erzählte auch ein Bisschen über sich, wenn sie zur Verstärkung ihrer Argumente ein Beispiel brauchte. Sie war in Ordnung.

Als wir uns eine Woche später wieder trafen, war es mir peinlich, dass Veronika, so hieß die Mutter von Patrik, so viel über mich wusste: über meine Krankheit, meine Sehnsucht und die Todesangst. Aber ich wusste auch Einiges über sie. Zum Beispiel, dass sie von ihrem ersten Mann geschlagen wurde, dass sie freiwillig auf den Strich ging, weil es die einfachste Art war, so viel Geld zu verdienen und tagsüber für Patrik, der damals noch ein Baby war, da zu sein. Nachts hatte das Kind geschlafen und eine nette Nachbarin passte auf ihn auf. In der Nacht während der Stadtrundfahrt sagte Veronika einen harten Satz, der mich schockierte: «Wenn du fünf Jahre mit einem Ungeheuer als Ehemann schläfst, macht es dir nichts aus, mit jedem anderen zu schlafen. Die Anderen sind sogar noch netter, weil sie dich nicht schlagen. Zumindest die meisten von ihnen.» Und so waren wir quitt, weil wir uns gegenseitig auslieferten.

Veronika holte ihren Sohn aus der Schule immer öfter ab und ich wartete auf die Beiden auf der Gartenterrasse der Gaststätte und war enttäuscht, wenn sie manchmal wegen eines Termins beim Arzt oder eines Einkaufsumbummels nicht kamen. Wenn aber doch, setzten sie sich wie selbstverständlich zu mir an den Tisch und tranken ihre heiße Schokolade. Und so kam es, dass ich Frau

und Kind, die ich vor einem Monat nicht mal kannte, zu meinen Freunden machte. Es gab sogar Ausflüge zu dritt und die Illusion einer kleinen Familie. Für ein paar Stunden. Manchmal überließ mir Veronika ihren Sohn und ging schlafen und wir, Jungs, gingen zum Fußball oder in die Spielhalle und im Sommer immer öfter ins Schwimmbad, wo ich faul auf der Sonnenwiese lag und Patrik bis zum Verschrumpeln im Wasser plätscherte. Als wir uns einmal verspäteten, gab es wieder Schimpfe von Veronika. Ich schenkte Patrik eine Uhr, damit er aufpassen konnte, wie spät es ist. Dazu sagte er nur: «Jetzt habe ich keine Ausrede mehr, wenn ich zu spät komme. Mam kann ein richtiges Luder sein, wenn sie ihren Kopf nicht durchsetzt. Am besten machst du immer, was sie sagt.» Ich schmunzelte über diesen wohlgemeinten Rat und über die Bezeichnung Luder, die er irgendwo aufschnappte und die so unpassend, aber liebevoll aus dem Mund eines Achtjährigen klang. Mutter und Sohn hatten sich sehr lieb - das habe ich schnell begriffen. Über die nächtlichen Ausflüge von Veronika hat keiner von uns gesprochen. Die Mutter wollte ihren Sohn nicht traumatisieren und hoffte, dass er nie davon erfahren würde. Später wollte sie damit aufhören und einen anständigen, so Veronika, Job suchen. Doch ich bin mir sicher, dass der Junge alles verstand und nur ihr zu Liebe so tat, als ob er nichts wusste. Es war rührend, wie sie miteinander umgingen, die zwei Lügner aus Liebe.

Ich bin nicht so naiv, um den Menschen ihre guten Vorsätze zu glauben, und mein Erspartes konnte ich sicherlich später noch gebrauchen, für ein Hospiz zum

Beispiel. Doch von einem neuen Gedanken ergriffen, eine Spur im Leben hinterlassen zu müssen, und von kitschigen sentimentalischen Filmen beeinflusst (die sah ich in der letzten Zeit zugegebener Weise sogar gerne), beschloss ich, einen erheblichen Betrag Veronika zu überweisen, um ihr den Ausstieg aus dem «ältesten Gewerbe» zu erleichtern. Die Kontonummer habe ich von ihrer Sparkassenkarte abgelesen, als sie mir bei einem Ausflug ihr Portemonnaie überließ und auf Toilette ging. Drei Tage später war das Geld auf ihrem Konto. Wahrscheinlich merkte sie es nicht sofort, vielleicht musste sie darüber noch nachdenken, ob sie es annehmen sollte, aber es kam keine Rückmeldung, kein Dankeschön, aber auch kein Protest gegen meine unaufgeforderte Großzügigkeit. Und eine Woche später sind die Beiden verreist, aufs Land zu den Eltern von Patriks Vater, wo sie im Sommer immer Urlaub machten.

Die Zeit ohne Veronika und Patrik habe ich mit langen Spaziergängen überbrückt und mich auf Gespräche mit fremden Menschen eingelassen, was früher nie meine Stärke war. Bin eher der Schweiger und Nicker – eine gute Voraussetzung für neue Bekanntschaften mit alten Damen und mitteilungsbedürftigen Rentnern. Ich hörte mir die Geschichten von fremden Menschen an, die zufällig mit mir auf einer Bank im Park landeten oder abends an der Bar einen zu viel getrunken haben. So lernte ich auch Werner kennen, einen alten Mann, der jeden Abend in meiner Stammkneipe – ich hatte jetzt eine – betrunken vor sich hin starrte und Selbstgespräche führte. Ich sah ihm einmal in die Augen etwas länger, als es die Höflichkeit erlaubte, und wir sind ins Ge-

sprach gekommen. So einfach ist es, neue Menschen kennen zu lernen. Die meisten einsamen Menschen rechnen gar nicht mehr damit, dass noch irgendjemand ein aufrichtiges Interesse an ihrem Leben hat. Und wenn sie einen finden, der ihnen zuhört, kann man sie nicht mehr bremsen.

Werner war ein guter Erzähler und sein Leben kein Bewerbungslebenslauf. Ich musste das Interesse nicht vortäuschen und erfuhr an diesem Abend, dass mein neuer Bekannter, ein ehemaliger Autodieb, seine Strafe abgessen hat und im Begriff war, ein anständiger Bürger zu werden, was ihm ziemliche Kopfschmerzen bereitete. Als sein Zwillingbruder und der einzige Mensch, der ihm überhaupt noch etwas bedeutete, im Sterben lag, versprach er ihm, nie wieder zu stehlen. Eine nette Sozialarbeiterin half ihm nach der Entlassung, eine Wohnung zu finden und einzurichten. Er hatte alles, was er brauchte und eigentlich auch keine Lust, auf die alten Tage nochmal im Gefängnis zu landen. Doch die Spannung, die sein Leben früher ausmachte, fehlte. «Kein Tropfen Adrenalin im Blut», - beklagte sich Werner. - «Wozu lebe ich noch? Um mir den Verstand wegzusaußen? Um auf den Tod zu warten?» und schwärmte von den alten Zeiten, als er seine ausgefeilten Tricks noch anwenden konnte. Am besten gefiel mir die Geschichte mit dem Sprung aus der dreißig Meter Höhe, als er auf dem Parkdeck eines Kaufhauses ein fremdes Auto verkaufen wollte.

«Zuerst sucht man das Opfer-Auto aus. Es muss ein begehrtes Model sein, am besten schwarz oder grau, ohne

Dellen und Macken natürlich. Dann beobachtet man die Gewohnheiten des Besitzers – einen vom Personal, der sein Auto für den ganzen Tag auf dem Parkplatz stehen lässt. Zum passenden Moment knackt man das Schloss und, wenn die Alarmanlage nicht angeht, sucht man den passenden Schlüssel und Fahrzeugpapiere aus dem Vorrat heraus und ruft den Käufer an. Der wundert sich zwar über den Treffpunkt, aber angelockt von dem günstigen Preis für so einen tollen Schlitten erscheint trotzdem. Den Käufer hat mein Komplize natürlich schon vorher ausfindig und «warm» gemacht und er weiß, dass das Geschäft nicht so ganz koscher ist, und stellt nicht so viele Fragen. Er weiß nur, dass er in Bar zahlen muss und dass er für das Auto woanders das Dreifache bezahlen würde. Wenn alles klappt, der Autobesitzer kommt nicht unerwartet zurück und der Wagen springt an, erfährt der neue Besitzer erst bei der Anmeldung, dass er gestohlen war. Aber da die Käufer in solchen Fällen auch keine sauberen Jungs waren, sondern mit allen Wassern gewaschenen Letten oder Polen auf Durchreise in unserem schönen und reichem Land, gab es meistens auch keinen Nachspiel. Zumindest nicht für mich und meinen Komplizen. Dieses eine Mal ging alles nicht so glatt, als aus dem Fahrstuhl drei Polizisten rauskamen und in der Einfahrt- und Ausfahrtstraße des oberen Stockwerkes des Parkhauses eben so viele auftauchten. Alle sehr lässig und selbstsicher, weil sie wussten, dass mir alle Fluchtwege abgeschnitten waren. Rückwärts schritt ich auf die offene Wand der Dachgarage zu, bis ich den Widerstand spürte, dann hüpfte ich auf die fast zweimeterhohe Mauer hoch und

sprang in die Tiefe. Als die Polizisten nach unten blickten, war ich schon um die Ecke und im Gebüsch verschwunden. Wieder mal davon gekommen! Keiner konnte das verstehen. Und es stand sogar in der Zeitung. Die Polizei hat den Sachverhalt geschildert und die Bürger gebeten sich zu melden, wenn jemand zufällig in der Nähe war und den Sprung beobachten konnte. Die haben es bis jetzt nicht kapiert, wie ich das geschafft habe», - erzählte Werner lachend. Natürlich wollte ich auch wissen, wie so etwas geht, und ein bisschen zögernd, um sich den Spaß zu verlängern, erklärte mir der Halunke den Trick, der ihm mehrmals das Leben gerettet hat. Holte aber sehr weit aus.

«Dir kann ich das verraten. Und als braver Bürger darf ich solche Tricks sowieso nicht mehr anwenden», - sagte er augenzwinkernd. «Dann hör gut zu. Du würdest nie darauf kommen. In der Schule hatte ich einen Kumpel, einen mit dem man Pferde stehlen konnte.» Er lachte wieder: «Oder Autos. Aber mit Achtzehn hatte er einen anderen Traumberuf gewählt und ist auf die Zirkusschule gegangen. Ich war auch nicht immer ein Dieb gewesen. Zuerst habe ich ein paar anständige Berufe ausprobiert: war Autoschlosser beim Bund, dann Fernfahrer in einer Spedition, später Taxifahrer und noch später Automechaniker. Als Automechaniker bin ich in das «große Geschäft» eingestiegen. War noch ziemlich jung. Und danach gab es kein Zurück mehr. Macht süchtig. Nun, wie der Zufall das so wollte, habe ich meinen Kumpel Jahre später wieder getroffen. Wir haben uns immer noch gut verstanden und beim Bierchen bis spät in die Nacht gegenseitig Geheimnisse ausge-

plaudert, unter anderem auch gebeichtet, dass wir beide im Leben mehr oder weniger gescheitert sind. Er ist kein Zirkusartist geworden – hatte kein großes Talent und keine Lust zehn Stunden am Tag, einen und den selben Trick zu üben, um fünf Minuten auf der Arena für wenig Geld aufzutreten und den Kopf dabei zu riskieren. Ich, ein kleiner Fisch im «großem Geschäft», riskiere ebenfalls meinen Kopf, da ich zu viel über meinen Chef wusste. Für ein paar zusätzliche zum Gehalt Groschen erledigte ich einige heikle Aufgaben, wie Autos von der Straße holen und in die Werkstatt bei Nacht bringen oder Schilder abmontieren und vernichten oder Ähnliches, und wusste: reich werde ich dadurch nicht, aber wenn es schief geht, bin ich auf jeden Fall dabei. Irgendwie fand ich das alles trotzdem spannend. Und die zusätzlichen Groschen verbesserten mein Leben um kleine, aber angenehme Dinge, die bereits zur Gewohnheit wurden: teure Restaurants, Saunabesuche, Wochenendreisen, hübsche Mädels, was es so für ein Bisschen mehr Geld zu holen ist. Denn es ist so mit dem lieben Geld: zu viel davon macht einsam und Sorgen, zu wenig – verdirbt den Charakter und die Lebensqualität. Glücklicherweise macht nur das leicht verdiente Geld: man gibt es aus, man verschenkt es, ohne nur ein einziges Mal darüber nachzudenken, wie viel es Wert ist. Man ist sogar froh, es loszuwerden – irgendwie eine Rechtfertigung für die böse Tat. Weil, glaub mir Junge, jeder Dieb weiß genau, dass er was Böses tut, und ganz tief in der Seele plagt ihn das schlechte Gewissen. Aber man kann nicht anders. Irgendwie auch eine Berufung. Oder falsche Gene? Weiß ich nicht so genau.»

Nachdenklich sah er aus dem Fenster und hat mich anscheinend für einen kurzen Moment vergessen. Der Schalk aus den Augen verschwand und ich hatte vor mir plötzlich einen betrunkenen, müden, alten Mann. Warum sehen alle alten Leute so unglücklich aus? Machen das die trüben Augen aus? Haben sie alle auf gescheiterte Beziehungen, unerfüllte Wünsche oder vertane Chancen zurückzublicken? Oder tut es weh, alles, was einem wichtig und lieb war, bald verlassen zu müssen? Warum ist kaum einer zufrieden? Was machen wir falsch und was müsste man anders machen, um zufrieden zu sterben? Schon in der Frage steckte ein gewisser Widerspruch und auch die Antwort: sterben und zufrieden sein – zwei Zustände, die nicht zusammenpassen.

«Und was war denn nun der Trick mit dem Sprung vom Dach des Parkhauses?» – fragte ich ungeduldig und übertrieben fröhlich, um Werner und mich selbst von den traurigen Gedanken abzulenken.

«Ach ja, der Trick!», – erwiderte er bereitwillig. «Den Trick haben wir mit meinen Komplizen, den gescheiterten Akrobaten, ausgeklügelt und auch unzählige Male geübt. Man braucht einen großen Rucksack, vollgestopft mit Matratzen-Schaumstoff mit Federung. Mit diesem Rucksack springt man aus dem Fenster und fällt mit den Füßen nach unten der Wand entlang runter. Und kurz bevor man landet ändert man die Fallrichtung um 90°, in dem man sich von der Wand abstößt, einen Salto Rückwärts macht und auf dem gepolsterten und gefederten Rucksack landet. Der Salto schwächt die Fallkraft so stark ab, dass man heil auf dem Boden an-

kommt. Das funktioniert wirklich. Wir haben mit drei Meter angefangen zu üben, danach wurden es immer mehr, sodass ein Sprung aus der vierten Etage eines Hochhauses problemlos gelang. Mit ein paar Kratzern auf den Händen bin ich damals davon gekommen, da ich keine Zeit hatte, die Handschuhe anzuziehen. Alles ging so schnell. Unten angekommen verschwand ich im Straßengewirr. War ja schließlich alles durchdacht, für den Fall der Fälle. Schade, dass ich die Gesichter der Polizisten nicht sehen konnte – die haben bestimmt ganz blöd aus der Wäsche gekuckt», – lachte er wieder zufrieden und schelmisch.

Trotz seiner Beteuerung, dass auch Diebe ein schlechtes Gewissen haben können, spürte ich in seinen Worten keine Reue und keine Schuldgefühle seinen Opfern gegenüber. Nur die Sehnsucht nach Abenteuer und Gefahr sickerte durch seine Geschichten durch. Und die waren wirklich spannend. Diese mir erzählen zu dürfen, wie neu zu erleben, machte mich zu seinem besten und vielleicht auch dem einzigen Freund. Jedes mal suchte er mich mit den Augen in der Menge, winkte mich zu sich herüber und trank sogar weniger, um den Zusammenhang beim Erzählen nicht zu verlieren. Meine Mission war einfach - zuhören. Mehr habe ich für ihn nicht getan. Oder doch? Denn ich habe ihn nicht verurteilt – das hat gereicht. Warum sollte ich das? Wer weiß, hätte er einen zu seinem Temperament passenden risikofreudigen Beruf gewählt, müsste er vielleicht keine Autos klauen und wäre Standmann oder Geschäftsmann geworden. Intelligent genug war er ja – eine gepflegte Konversation beherrschte er nicht schlechter als so

mancher von meinen ehemaligen Kollegen-Ingenieure. Die Umstände sind manchmal stärker als wir. Ich glaube nämlich nicht, dass der Mensch von Grund auf schlecht ist. Schwach – ja, manipulierbar, den Umständen unterworfen, aber nicht böse. Das Bedürfnis, was Gutes zu tun, habe ich so oft bei den Menschen in verschiedenen Ländern und Gesellschaftsklassen erlebt. Eine alte Afrikanerin, selber bettelarm, teilte mit zehn Waisenkindern aus dem Dorf ihr karges Mittagessen; einer meiner Hilfsarbeiter auf Montage in China verzichtete auf seine Arbeitsstelle, weil sein Schwager sie nötiger hatte und bat mich, diesen einzustellen; ein deutscher Geschäftsmann, den ich persönlich kannte, spendete sein ganzes Geld für Medikamente gegen Aids. Man kann unendlich lange darüber diskutieren, ob die Wohltätigkeit politisch gesehen sinnvoll oder moralisch gesehen demütigend ist, aber die Tatsache, dass es Menschen gibt, die nicht anders können, als zu helfen, spricht für diese Menschen. Das ist so, als wenn ein Kind von einem Auto überfahren wird, dann steht man auch nicht dumm herum und diskutiert, ob es sinnvoll ist, dem Kleinen zu helfen, bevor die Frage geklärt ist, ob er den Unfall vielleicht selbst verursachte und ob es alle anderen zukünftigen Unfälle verhindern wird. Man hilft einfach. Der Mensch ist geneigt, alles zu verallgemeinern. Vor allem das Negative. Passiert uns was Böses, sagen wir: es liegt in der Natur des Menschen, Böses zu tun, und übertragen damit die Schuld auf die Unschuldigen, die so etwas vielleicht nie getan hätten. Warum klappt es nicht in die andere Richtung, auch wenn jedem öfter mal was Gutes widerfährt? Vielleicht, weil

das Gute doch als Selbstverständlich angenommen und später vergessen wird?

Ich überlegte, was mit mir in der letzten Zeit alles passierte: ich bin mit einem Dieb und einem siebenjährigen Knirps befreundet und im Begriff, mich in eine Nutte zu verlieben. Ich lese in der Bibel und bekomme einen Heulknoten im Hals beim Hören der Kirchenmusik. Zum guten Schluss verschenke ich meine Ersparnisse an eigentlich Fremde. Ich gehe nicht arbeiten und vermisse keinen meiner früheren Bekannten und Kollegen. Nicht mal Ulrike vermisse ich mehr. Das Wesentliche aber – ich tue nichts, wozu ich keine Lust habe oder weil es von mir irgendjemand verlangt, weil es sich so gehört oder mir anerzogen wurde. Muss man erst todkrank werden, um alle Vorurteile abschaffen zu können und die gängige Moral zu ignorieren? - ging es mir durch den Kopf. Und in diesem Moment wurde mir klar, dass meine Lebensqualität sich wesentlich verbessert hat. Mein Leben war nicht mehr langweilig, ich erfuhr jeden Tag was Neues und ich fühlte. Ja, ich fühlte mit jedem, den ich in diesen Tagen kennen gelernt habe. Und was die Moral betrifft, die steht uns oft nur im Wege, wenn wir unsere echte Gefühle und Neigungen ausleben möchten. In dieser Hinsicht war es schön, todkrank zu sein. Ich hatte keine Ambitionen mehr, etwas zu lernen – wozu auch?, etwas zu leisten, jemandem aus Prestige-, Sicherheitsgründen oder auch aus Höflichkeit etwas vorzumachen. Denn meistens macht man das alles, um sich die Zukunft abzusichern. Und ich hatte keine. Nie wieder Oper, die ich nie leiden konnte, aber, um als Kulturbanause nicht aufzufallen

oder Ulrike zuliebe immer wieder besucht habe. Ich brauche kein Wissen mehr anzusammeln, kluge Bücher zu lesen und mir komplizierte aber langweilige Filme anzusehen, um später damit anzugeben oder mitreden zu können. Und ich esse bei meinem Lieblingstürken von Fett triefende ungesunde, aber leckere Fleischspieße vom Grill und 1000-Kalorien Pizzas bei meinem Lieblingsitaliener. Ich bin ein Kulturbanause, ein Vielfraß, ein Sportverweigerer, aber ein Genießer! Ja-ja, ich bin ein todkranker, endlich mal ehrlicher Genießer, vor allem auch, weil mir immer noch nichts weh tut, und ich kann mich bewegen und habe noch Geld.

Apropos Geld. Um zu wissen, wie viel ich noch zur Verfügung habe, suchte ich aus dem Stapel auf meinem Schreibtisch die Kontoauszüge raus und bei dieser Gelegenheit ist mir ein Brief aus dem Krankenhaus in die Hände gefallen. «Eine unbezahlte Rechnung» - dachte ich und beschloss ihn aufzumachen. Im Brief stand Folgendes:

«Sehr geehrter Herr Wägener,

bei Ihrer Entlassung aus unserem Krankenhaus ist uns ein organisatorischer Fehler unterlaufen. Ihrer Patientenkarte ist mit der eines anderen Patienten verwechselt worden. Der zuständige Mitarbeiter wurde für diese Dienstverfehlung abgemahnt.

Wir bitten Sie, uns das Missverständnis zu entschuldigen und die Patientenkarte sowie die Entlassungspapiere, ausgestellt auf den Namen Jörg Wegener, an uns bei Gelegenheit in dem beiliegenden Briefumschlag zurück zu senden. Ihre Entlassungspapiere liegen diesem

Schreiben als Anlage bei.

Mit freundlichen Grüßen

Leiter der Abt. Urologie

Prof. Dr. Manfred Heiler»

Ein Missverständnis! Wegener und Wägener. Verwechslung! Ich las den Brief nochmal und nochmal und konnte es nicht glauben. In den beiliegenden Entlassungspapieren stand die richtige, diesmal meine Diagnose – eine poplige Harnrohrentzündung, die ohne Komplikationen nach fünf Tagen Antibiotikabehandlung abgeklungen ist. Ich war vollkommen gesund. Wie könnte es passieren? War der junge Arzt, als er mir im letzten Gespräch vor der Entlassung eine fremde Krankengeschichte vorgelesen und die tödliche Diagnose mitgeteilt hat, besoffen oder konnte er sich die Gesichter seiner Patienten nicht merken?! O.k., ich war unraisiert und etwas angeschlagen, aber sehe ich wie ein Siebzigjähriger aus? Soll ich den Arzt jetzt verklagen? Kurz überlegte ich, ob meine Rechtsschutzversicherung noch besteht. Das kann doch alles nicht wahr sein!!!! Als der Schock vorbei war, dachte ich plötzlich, dass ich eigentlich keinen Grund habe, wütend zu sein, denn ich war gesund, zwar arbeitslos, mein Konto fast blank, aber gesund. Außerdem war das alles teilweise auch meine Schuld gewesen. Hätte ich damals in den Briefumschlag mit den Entlassungspapieren reingeguckt, würde ich den Fehler merken, denn da stand der Vorname des anderen Patienten, seine Adresse, natürlich abweichend von meiner eigener, und das Missverständnis hätte sich aufgeklärt. Aber ich habe damals be-

schlossen, nichts zu unternehmen, bis die ersten Schmerzen kommen oder sonstige Krankheitssymptome sich bemerkbar machen. Und jetzt stand ich da mit meiner neuen Chance und musste von vorne anfangen. Aber habe ich das nicht schon längst gemacht?

Ich habe beschlossen, die falschen Entlassungspapiere dem richtigen Besitzer persönlich zu übergeben. Am nächsten Tag machte ich mich auf den Weg in die Blumenfeldstraße, die im benachbarten Stadtteil lag, wo Herr Wegener wohnte. Unterwegs dachte ich über die Zustände in unseren Krankenhäusern nach. Zum größten Teil bestand das Personal des Krankenhauses, wo ich behandelt wurde, aus ausländischen Arbeitskräften: aus Pflegern und Krankenschwestern aus Polen, Russland und Kroatien und aus Putzfrauen aus der Türkei. Immer noch zu wenig, um vernünftig arbeiten zu können, und man sah sie immer nur im Schnellschritt durch die Zimmer huschen. In der Nachtschicht gab es nur eine Krankenschwester und einen Pfleger pro Abteilung und man musste meistens sehr lange warten, bis man sie zu Gesicht bekam. Sie sprachen alle Deutsch und waren liebe und geduldige Menschen, aber so eine Kleinigkeit, wie ein «ä» im Namen könnte schnell übersehen werden. Junge Ärzte, mit ihren 36 Stunden Bereitschaftsdienst, zeigten sich einmal am Tag bei der Visite, sahen in die Patientenkarte und haben dich erst dann mit dem Namen angesprochen. Fließbandprinzip. In der Autowerkstatt ging es bestimmt systematischer vor. Da konnte man wenigstens die Automarke nicht verwechseln. Was soll's. Was passiert ist, ist passiert. Mir ist ja nichts Böses zugestoßen. Aber was ist mit dem anderen

Patienten?

Vor dem Haus Nr. 13 in der Blumenfeldstraße blieb ich kurz stehen und überlegte, ob ich nicht doch noch die Papiere per Brief wegschicken sollte und ob es angebracht ist, in ein fremdes Leben so indiskret reinzuplatzen. Ich wollte schon den Umschlag in den Briefkasten werfen und wieder gehen, aber in diesem Moment ging die Tür auf und eine ältere Frau kam mir entgegen. Überrascht sah sie mich an und wollte wissen, was ich an ihrer Tür verloren habe. Ich musste mich erklären und wir kamen ins Gespräch.

Wieder dürfte ich erleben, dass einsame Menschen in jedem, der ihnen einmal in die Augen blickt, einen Zuhörer suchen. Frau Wegener ließ mich ohne Misstrauen in ihre Wohnung rein und bot mir einen Kaffee an. Sie sagte, dass die alten Entlassungspapiere ihres Mannes nicht mehr von Wichtigkeit seien, denn er ist vor kurzem in ein anders Krankenhaus eingeliefert worden und kämpft jetzt um sein Leben. Der Krebs hat in die Niere gestreut und die Hoffnung, dass ihr Mann überlebt, ist sehr gering. Ich erfuhr in allen Details alle Widrigkeiten, die Höhen und Tiefen des Leidensweges eines mir fremden Menschen, aber ich konnte das Gefühl nicht loswerden, dass es mit mir doch was zu tun hat. Das Erstaunlichste bei dieser Geschichte war, dass Frau Wegener in einem sehr ruhigen und sachlichen Ton über die Krankheit berichtete. Man sah ihr an, dass sie mit allem rechnete und alles annahm, wie es kam. Eine müde Frau, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden hat und nur auf das bittere Ende wartet. Sie hatten keine

Kinder und die Krankenhausbesuche wurden zu ihrer einzigen wichtigen Aufgabe, die sie noch zu erfüllen hatte. «Wenn mein Mann stirbt, weiß ich nicht, warum ich noch leben sollte», - sagte sie traurig. Diesen oder einen ähnlichen Satz habe ich in der letzten Woche schon einmal gehört. Eine traurige Bilanz eines langen Lebens. Vielleicht muss es so sein, um ohne Krampf und Reue gehen zu können? Entweder hält dich hier nichts mehr oder das Leben ist so unerträglich und schmerzlich geworden, dass der Tod willkommen ist. Und die Schlussfolgerung – man sollte keine tiefen Bindungen aufbauen, an nichts und niemandem hängen, am besten noch unglücklich sein und Schmerzen haben – dann stirbt man vielleicht gern?

Meine Stimmung ist nach diesem Besuch paradoxerweise wieder ins Schwarze umgekippt. Jetzt, wo ich wusste, dass ich noch nicht an der Reihe war zu sterben und ein Anderer erstmals dran war, ging es mir wieder schlechter. Unter anderem auch weil meine Freundschaft zu Veronika und Patrik durch diesen Gedankenfluss gefährdet war. Warum will ich meine Unabhängigkeit aufgeben, sich an wildfremde Menschen binden, die mich vielleicht in Zukunft verletzen, verraten oder verlassen werden? Der Gedanke, den ich in meiner Jugend oft gehabt habe - du kannst nicht mit, aber auch nicht ohne Menschen glücklich sein - kristallisierte sich in meinem Kopf so deutlich wie noch nie heraus. Ich fühlte mich wieder so einsam und klein, wie damals in meinem Kinderzimmer, als meine Eltern mit ihren Freunden aus meiner Sicht sinnlose und unendliche Diskussionen führten, und ich ins Bett musste. Auch

wenn wir keinen Besuch im Hause hatten, waren sie immer nur miteinander oder jeder mit sich selbst beschäftigt. Sie knutschten und kuschelten, stritten und versöhnten sich anschließend, und redeten, redeten, redeten... So wie sie waren haben sie mich wahrscheinlich erst ab dem Zeitpunkt wahrgenommen, als ich meinen ersten intelligenten Satz ausgesprochen habe. Auf die Frage meines Vaters: «Wofür liebst du denn deine Ma?» - habe ich, ein fünfjähriger Knirps, spontan und ohne nachzudenken rausgeschossen: «Na, für die Liebe!» Worauf meine Eltern lange über das Wesen der Liebe diskutierten und ich, kluges Kind, zuhören durfte. War ich eifersüchtig auf die Beiden damals? Oder auch später, als jeder dahergelaufene Spinner ihre Aufmerksamkeit verdiente, nur nicht ich, ruhig, vorsichtig, vernünftig, mittelmäßig begabt, schweigend, nichts fordernd? War diese Zurückhaltung meiner Eltern mir gegenüber der Grund dafür, dass ich mich so weit wie möglich von ihnen distanzierte, meine Mutter sehr selten besuchte, auch nach dem Tod meines Vaters? Hat sie mich vielleicht vermisst oder tut sie es immer noch? Oder hat sie sich schon damals damit abgefunden, dass das Muttersein nicht das Einzigwichtige für sie im Leben ist und mich losgelassen, leicht, mit der Selbstverständlichkeit einer Katzenmutter, die ihre Kleinen plötzlich verjagt, manchmal sogar beißt und nicht mehr stillt? Ich fragte mich: was weiß ich überhaupt über meine eigene Mutter und warum habe ich sie während der langen Auslandsaufenthalte nie richtig vermisst?

Ich – ein Pragmatiker stellte mir immer mehr Fragen, auf die es eigentlich keine Antworten gibt oder die sind

so subjektiv, dass sie im metaphysischen Sinne nicht gelten. Schon immer gehörte ich zu den Menschen, die den Sinn in der Zweckmäßigkeit suchten. Erfüllt die Handlung einen Zweck, dann hat sie auch einen Sinn. Glück, Liebe, Selbstverwirklichung und ähnliche Hirngespinnste haben mich nie von meinem Tätigkeitsdrang abgelenkt. Und ich bin immer gut damit gefahren. Die letzte Zeit war ich ein Grübler mit Tätigkeitsdrang. Und deswegen habe ich beschlossen, meine Mutter zu besuchen und mit ihr zu sprechen. Es war noch nicht zu spät zu erfahren, wer sie ist und ob sie mich braucht. Und vielleicht verstehe ich meine Bindungsangst besser, wenn ich meine Mutter besser verstehe? Schließlich bekam ich meine zweite Chance nicht einfach so. Irgendeinen Zweck muss es doch haben?

Das alte Häuschen, das Erbstück meiner Mutter und schon fast hundert Jahre alt, guckte mich traurig mit seinen schwarz umrandeten Fenstern aus der Sackgasse an, als ich um die Ecke kam. Wider Erwarten überkamen mich keine sentimentale Gefühle und Kindheitserinnerungen. Die hier verbrachten Ferien gelangen noch nicht in meinen Langzeitgedächtnis-Speicher, sind aber aus meinem Kurzzeitgedächtnis bereits verschwunden. Nüchtern betrachtete ich das alte Dach mit dem schäbigen Schifferplatten, die graue Fassade mit Lücken im Klinker und das verrostete Tor davor. Die kleine Holzterrasse – ein gebrechlicher Zeuge des einstig lebhaften Daseins seiner Besitzer – knisterte unter meinen Füßen, als ich durch die Hintertür das Haus betreten wollte. Die Tür war offen. Meine Mutter saß im großen altmodischen Sessel und schlief. Der Fernseher war an und

plauderte in die Leere halblaut die letzten Nachrichten heraus. Im Zimmer roch es nach Arzneimittel, Feuchtigkeit und aufgewärmter Suppe, die bei diesem Geruch keinesfalls gut schmecken könnte. Ich berührte die Schulter meiner Mutter und sie wachte schlagartig auf. Sie hatte noch immer die strahlenden hellen Augen wie früher und den sanften Blick, der mich leicht streifte, um sich wieder abzuwenden und in sich zurückzukehren. Merkwürdig, aber dieser zerstreute Blick reichte aus, damit das wohlbekannte Kindheitsgefühl aus der Tiefe meines Bewusstseins auftauchte. Ich hätte es damals nicht in Worte packen können und jetzt hatte ich nicht die Zeit dafür, denn die Mutter, noch im Sessel sitzend, mich anlächelte und die normalste Frage aller Mütter der Welt stellte: «Hast du Hunger? Es gib zu Mittag Sauerkraut-Suppe». Es hörte sich an, als ob ich hier jeden Tag vorbeischaue und Suppe esse. Ich verneinte die Frage, habe aber angeboten, uns einen Kaffee zu machen, als ich gesehen habe, wie mühsam meine Mutter aus dem Sessel aufstand.

Danach saßen wir in der Küche mit den kleinen rosanen Fliesen an der Wand, sehr modern in den siebziger Jahren, tranken Instantkaffee und unterhielten uns über Menschen, die ich nicht oder kaum kannte. Eine Stunde, und zwei, und drei, und ich konnte mich nicht dazu überwinden, ihr die Fragen zu stellen, die mich wirklich interessierten und der Vergangenheit angehörten. Sie lebte zurzeit in einer ganz anderen Welt, mit ihren Sorgen, Intrigen der alten Weiber und deren Lebensgeschichten. Und mit dem Tod, über den sie immer wieder im alltäglichen Ton sprach. Wegen der Häufigkeit des

Erscheinens. Mit fünfundachtzig Jahren verständlich. Kein Drama. Nur eine Feststellung der Tatsache: «Kennst du noch den Onkel Heinz? Der mit einem kürzeren Bein?» An den Onkel Heinz konnte ich mich gut erinnern. Allein wegen des Namens. Er hieß Heinz Heinzelmann und wohnte noch in der Heinzelmann Straße, was natürlich für uns Jungs ein gefundenes Fressen war. Wir riefen ihm freche Reime hinterher, wie «Lieber Onkel Heinzelmann humpelt auf dem kurzen Bein», und liefen weg, wenn er uns bestrafen wollte. Hinkend, hatte er natürlich keine Chance, uns zu erwischen. Einmal erwischte er mich trotzdem, weil ich über einen Stein stolperte und fiel. Er brachte mich nach Hause zu meinen Großeltern. Ich glaube, das war das einzige Mal in meinem Leben, als ich Prügel bekam. Wenn meine aufgeklärten Eltern das wüssten! Wahrscheinlich hätte ich nie wieder die Ferien bei den Großeltern verbringen dürfen. Aber keiner von uns wollte später über die Geschichte sprechen, also blieben meine Eltern ahnungslos.

«Und jetzt ist der Mann gestorben», - erzählte meine Mutter weiter. «Zwei Wochen nach seiner Frau. Aber die kennst du ja nicht. Sie ist nach dem Tod seiner ersten Frau bei ihm eingezogen. Silke hieß sie. Eine nette. Seine erste, die dicke Emma, die kennst du aber, oder? - war ja so gemein zu ihm. Und geizig war sie! Hat im Winter die Heizung ausgeschaltet, um Heizkosten zu sparen. Jeden Tag nur Bratkartoffeln gemacht. Der arme Heinz hatte nie was Vernünftiges zum Essen. Als sie starb, ist er so richtig aufgelebt. Dank Silke. Leider hatte sie auch Krebs. Und jetzt sind alle drei tot. Die

Glücklichen. Keiner musste lange allein leben. ...Wenn der Papa doch nicht so früh gestorben wäre.... Martha, Silkes Tochter, lebt jetzt in dem Haus. Wird wohl das Haus und das riesige Grundstück erben. Heinz hatte ja sonst keinen. Jetzt kriegen alles ganz fremde Menschen. Martha hat ja ein uneheliches Kind. Das Studium musste sie aufgeben und putzen gehen, um sich selbst und das Kind durchzubringen. Den Kleinen hat sie immer zu Silke gebracht. Silke und ich waren oft mit ihm spazieren gegangen. Ein aufgewecktes Kerlchen, sag ich dir. Und so lieb. Wenn man bedenkt, dass Martha dieses Kind gar nicht haben wollte, weil der Vater sie sitzen gelassen hat... Und jetzt hat sie ein Kind, und ein Haus, und einen neuen Verehrer. Scheint wohl alles wieder in Ordnung zu kommen». Und in dem Tempo und in der Art sprachen wir, eigentlich nur die Mutter, noch eine Weile über alle mir bekannte und weniger bekannte Leute der Umgebung, bis ich das starke Bedürfnis verspürte, dieses Haus zu verlassen. Mein schlechtes Gewissen meldete sich schwach irgendwo im Bereich der Leber, hat aber gegen die Vernunft namens Egoismus sofort verloren: ich wollte weg. Mit ein paar Hundert Euros kaufte ich mir meine Freiheit ab und eilte in Richtung Auto. Die Mutter winkte nicht traurig aus dem Fenster, ich ziemlich traurig zurück.

Was ist aus dieser schönen verträumten Frau geworden? Sie war nie spießig oder neugierig auf fremdes Leben (o. k. für mein Leben interessierte sie sich auch heute noch nicht). Früher beschäftigte sie sich mit schönen Dingen wie Tanz und Geist, trug weite bunte Kleider und war immer leicht überheblich in ihrer Nachsicht,

weil sie alles verstehen, verzeihen, akzeptieren konnte. Jetzt beschäftige sie sich mit dem Klatsch und Tratsch aus der Nachbarschaft, regte sich über das fremde Leben auf, zürnte den Freundinnen, die sie deswegen aus dem Strickkreis ausgeschlossen haben, weil sie von dem bei allen siebzig- bis achtzigjährigen Witwen begehrten Christian bevorzugt wurde. «Bruder Christian» – nannte ihn meine Mutter, was darauf schließen ließ, dass sie sich der Kirchengemeine des Ortes angeschlossen hat. «Ein alter Mann, mit dem ich ab und zu ein Käffchen getrunken oder einen Spaziergang gemacht habe. Dabei wollte ich es gar nicht. Er kam immer ohne Einladung. Und seit ich ihn einmal im Bad dabei erwischt habe, als er meine Zahnbürste nach dem Essen benutzte, um seine Dritten sauber zu machen, hat er Hausverbot».

Was für ein Drama! Ich musste bei dieser Geschichte innerlich schmunzeln. Konkurrenzkampf der alten Weiber! Kein Wunder – die Männer sterben früher und sind Mangelware. Man nimmt, was man bekommt. Dann ist doch wohl so eine Lappalie wie eine fremdbenutzte Zahnbürste nicht so schlimm?! Doch manche Dinge ändern sich nie. Früher erwischte man den Mann im Bad beim Knutschen mit dem Kindemädchen, jetzt beim Benutzen der eigenen Zahnbürste. Man ärgert sich genauso. Keine Spur von Weisheit. Welche Fragen wollte ich meiner Mutter heute stellen? Welche antworten von ihr bekommen? Mir wurde klar, dass es zu spät war, eine Bindung zu ihr aufzubauen. Zuhören, unterstützen und Nachsicht üben – zu mehr war ich nicht imstande. Unterwegs grübelte ich wieder natürlich: Welchen Zweck hatten die Liebesgeschichte meiner

Eltern, all die Freuden und Schmerzen, all die Gedanken, Diskussionen, Bemühungen, Zweifel, Entdeckungen und Ambitionen? Meine Geburt? Was hätte sich verändert, wenn ich nicht geboren wäre? Und was für einen Sinn hat überhaupt noch irgendwas im Angesicht der Hilflosigkeit und Einsamkeit meiner eigenen Mutter. Der Einsamkeit, die ich nicht fähig bin zu verhindern, auch wenn ich vierzehn Stunden am Tag ihr zuhören würde. Das sagt mir der Blick, der immer nach innen gekehrte Blick – er hat sich nicht verändert. Und plötzlich wusste ich, dass es mein stärkstes Gefühl aus der Kindheit war und immer noch ist, und spürte plötzlich einen Knoten im Hals. Die Einsamkeit! Ja, ja, das war die ewig verdrängte Einsamkeit eines Kindes, das zu früh ins Bett geschickt wird, sich unbeliebt, unbedeutend oder überflüssig fühlt, eines Kindes, das zu oft allein gelassen wird, wie Patriks und des ungewollt geborenen Enkels von Silke, der seinen Vater vielleicht nie kennenlernen wird, und, und, und... Auch die Einsamkeit der altwerdenden Menschen, die nichts mehr nachholen und nichts mehr korrigieren können, konnte ich jetzt nachvollziehen. Und darüber spricht man einfach so, nebenbei beim Kaffee oder in der Kneipe beim Bier, und irgendwann ist es alles vergessen, wenn der letzte Beteiligte stirbt. Wie ein emotionales Wrack brach ich auf dem Weg nach Hause zusammen. Die ganze Anspannung der letzten Zeit bildete einen Strom aus Tränen, der nicht aufhören wollte, wie damals die Wortkanonade in meinem ersten Gespräch mit Veronika. Als ob ich die ganze Traurigkeit der Welt auf einmal verspürte und loswerden wollte. Von wegen Pragmati-

ker! Fast eine Stunde lang saß ich in meinem Auto am Rande der Stadt, in der keiner auf mich wartete.

Ich dachte, dass Veronika und Patrik aus dem Urlaub noch nicht zurück waren, sonst hätte ich sie wahrscheinlich an diesem Abend besucht. Also schlenderte ich, zurück in der Stadt, erschöpft und mit endlich gedankenleerem Kopf durch die Gegend. An einem Haus entdeckte ich eine Affiche mit zwei hübschen Frauengesichtern darauf. Unten in Kleinschrift wurde für Heute ein Konzert in der naheliegenden Straße angekündigt. Der Zufall wollte es wieder mal, dass alle Teile des Puzzles zueinander passten: Datum, Uhrzeit und Ort waren die richtigen und ich hatte Zeit und keine Lust, alleine zu sein.

Das schnuckelige weiße Haus mit einem hohen Treppeneingang fand ich schnell, zahlte direkt an der Tür fünfzehn Euro Eintritt und zwei Minuten später saß ich schon in einem kleinen Raum mit hübschen Säulen und Bildern an den Wänden, zwischen den Säulen ein weißer Flügel und ein Stehmikrofon. Die letzten zehn Minuten blätterte ich im Programm des bevorstehenden Konzertes. Die Zuschauer, circa fünfzig ältere Leute, nahmen ihre Plätze ein und es ging los. Der Conférencier erläuterte, dass nach einer dreißig Jahre alten Tradition hier, im alten Bürgermeisterhaus, Konzerte der jungen musikalischen Elite immer wieder statt finden, erwähnte mit Betonung ein paar Namen der bereits prominenten Musiker, die Gäste in diesen bescheidenen Räumen waren, Namen, die mir nichts sagten. Schon wieder wurde mir bewusst, dass ich ein Kulturbanause

bin und auch in diesem Bereich keine Kenntnisse besaß. Für lange Reuegedanken und Gewissensbisse wegen meines Dilettantismus blieb mir aber keine Zeit, denn die zwei vom Plakat bekannte Gesichter erhellten den düsteren, lange nicht mehr renovierten Raum. Erhellten - anders konnte man wirklich nicht sagen, denn die Gesichter hatten einen besonderen Ausdruck, irgendwie anders als die derjenigen, die man auf der Straße oder beim Einkaufen in den Geschäften trifft. Diese zwei Frauen: eine etwa vierzigjährige, im schwarzen langen Kleid, das ihre Rundungen dezent verbarg, und eine jüngere, mit sehr feinen Gesichtszügen, schmalen Schultern und zarten Handgelenken, nahmen ebenfalls ihre Plätze ein: die Ältere am Flügel und die Jüngere am Mikrofon. Sie sangen zusammen, einzeln oder im Dialog, trugen abwechselnd Gedichte vor oder ließen einfach die tolle Musik auf uns wirken. Einige dieser Stücke kamen mir bekannt vor, aber so unmittelbar von der kleinen Bühne klingend, wirkten sie auf mich viel stärker. Vielleicht war ich an diesem Tag nur besonders empfindlich und dadurch aufnahmefähiger. Ich saß in der zweiten Reihe und der Stuhl vor mir war leer. Der Blick der jüngeren Sängerin traf sich immer wieder mit meinem und ich glaubte, dass meine Augen viel zu viel über meine Charakterschwäche, derzeitige Probleme und Emotionen verraten und sah nach unten. Das erste Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, einem Menschen, einer Frau, ganz nahe zu sein, die gleichen Gedanken mit ihr zu teilen, ihr voll und ganz vertrauen zu können. Und dabei war sie eine Fremde und nicht mal mein Typ: zu dünn, zu flach, zu wenig Busen. Die ältere

hätte mir bestimmt besser gefallen, aber sie sah mir nicht in die Augen. Der ewige Widerspruch bei uns Männern: Frauen, die wir im Bett mögen, sind meistens die falschen, und die, die uns verstehen, wollen wir nicht ins Bett. Natürlich war mir klar, dass keine von den beiden in mein Bett gehört. Zu jung, zu hübsch, zu besonders. Aber die Vorstellung, beide im harmonischen Einklang an der rechten und an der linken Seite meines Körpers liegen zu haben, dabei über Liebe und Musik zu diskutieren und noch mehr, tauchte in meinem Kopf ohne Erlaubnis auf. Zwar eine Illusion, aber eine sehr schöne.

Nach anderthalb Stunden staunen, bangen und klatschen, war das Konzert vorbei. Das Programm nahm ich mit, um zu Hause noch einmal nach den Autoren, Gedichten und Liedern, die mir besonders gefielen, nachzuschlagen. Ein Leben ist zu kurz - dachte ich. Man ist in den meisten Bereichen ein Dilettant. So braucht man ein halbes, vielleicht sogar ein ganzes Leben, um festzustellen, dass man die Prioritäten falsch gesetzt hat, dass ganz andere Dinge dich glücklich gemacht hätten. Ein Musiker, ein armer, fleißig übender, euphorischer, aber glücklicher Musiker hätte man werden sollen. Vielleicht sollte ich doch noch Gitarrenunterricht nehmen? Wollte ich doch früher mal. Was für ein Tag, dachte ich auf dem Rückweg. Von völlig am Boden zerstört bis euphorisch-glücklich. Ich hatte wieder Wünsche und sogar erotische Bilder vor Augen. Der Mann erwachte zum neuen Leben. Was die Kunst so alles in uns weckt!

Zu Hause angekommen hörte ich meinen blinkenden Anrufbeantworter ab: Veronika und Patrik waren wieder da und luden mich, einander unterbrechend, zum Abendessen ein. Ich sah auf die Uhr - halb zwölf. Für heute war es zu spät. Aber es gab noch einen Morgen.

Morgen feiern wir meinen fünfundfünfzigsten Geburtstag. Es gibt eine kleine Party mit zehn eingeladenen Gästen, die verschiedener nicht sein könnten, aber die Erfahrung hat bereits gezeigt, dass sie sich gut verstehen. Ich kann mich nicht beklagen, denn ich bin immer noch fit und gesund und mein neuer Halbtagsjob als Hausmeister in der Philharmonie macht mir richtig Spaß. Vor allem gibt es immer kostenlose Eintrittskarten für die schlecht ausgebuchten Vorstellungen, nicht nur für mich, sondern auch für meine Begleiter. Jeder Administrator weiß, dass kein Mensch allein ins Kino oder in Konzerte gerne geht. Also gibt es immer zwei. Veronika kann ich zur klassischen Musik nicht bekehren, aber Patrik kommt immer gerne mit und ist meistens der einzige Teeny im Saal. Der Junge hat sich wirklich gemacht. Ist gut in der Schule, liebt viel, ist aber immer noch ein Grübler.

Meine große Eigentumswohnung musste ich verkaufen, um die Zeit bis zur Rente zu überbrücken, und wohne jetzt im grünen Stadtteil in einer Mietwohnung, kleiner, aber gemütlicher, habe eine große Terrasse vor der Tür und einen kleinen Garten, den ich alleine benutze. Die anderen Mieter, junge engagierte Leute sind ewig

unterwegs und auf Dienstreisen, wie ich früher, und haben keine Zeit für Rasenmähen und Heckeschneiden. Also haben sie auf ihren Teil des Gartens zu meinen Gunsten verzichtet. Dem Vermieter war es egal – Hauptsache er macht es nicht selbst. Im Schatten der alten Kirschbäume auf der Terrasse werde ich morgen Abend den Tisch decken und Geburtstagswünsche entgegennehmen.

Meine Mutter wird nicht dabei sein – sie ist vor vier Jahren im Winter mit stolzen sechsundachtzig Jahren gestorben und wollte bis zum Schluss nicht ihr Haus verlassen. Die letzte Zeit vor ihrem Tod besuchte ich sie oft und auch Martha und ihren neuen Mann kennengelernt, die meine Mutter mit Lebensmittel versorgten und auch kleine Haushaltsarbeiten für einen geringen Betrag übernahmen. Der kleine Sohn von Martha war die letzte große Liebe meiner Mutter – von ihm hatte sie die ganze Zeit geschwärmt und alle Details seiner Entwicklung mir am Telefon mit Begeisterung mitgeteilt. Vielleicht hat sie ihre letzte nicht verbrauchte Liebesressource dem Jungen geschenkt? Als ich klein war, war für Sie mein Vater an der ersten Stelle. Ich war nur die Folge einer turbulenten inniger Beziehung zweier Menschen, die sich genügten, nie aber der Sinn und Zweck ihres Lebens. Was soll's. Sie konnten nichts dafür. In der Pubertät habe ich mich selbst zurückgezogen und mit achtzehn war ich schon aus dem Haus. Später, als mein Vater starb, war ich für meine Mutter nur ein seltener Gast, über den man weniger wusste, als über die nächsten Nachbarn. Man kann die Liebe nicht erzwingen, auch nicht die von den eigenen Eltern. Doch alles hat

seine Vor- und Nachteile. Meine Eltern vermittelten mir ungewollt das Gefühl – ich sei nicht wichtig – und ich habe mich nie getraut, etwas Besonderes aus meinem Leben zu machen, war recht bescheiden in meinen Wünschen und selbstkritisch genug, um große Enttäuschungen vorzubeugen. Hätten sie mich zu sehr geliebt, wäre ich vielleicht ein selbstverliebter Egozentriker geworden und hätte nie die Chance, so einen Sohn wie Patrik auf seinem Weg zum Erwachsenwerden zu begleiten. Ich sage Sohn, weil ich glaube, dass es so ist. Für mich und für ihn auch.

Die letzten fünf Jahre meines Lebens habe ich sehr intensiv und gleichzeitig entspannt gelebt, aber vor allem bin ich ein anderer geworden: frei von Vorurteilen, nachsichtig, leidenschaftlich und im gewissen Sinne sogar leichtsinnig. Das Schöne dabei ist: wer selber leichtsinnig lebt, versteht auch die Fehler der Anderen besser. Mein Bekanntenkreis hat sich ganz neu geformt und ist recht bunt zusammengewürfelt: mein Sohn Patrik, Veronika, Werner, der Ex-Dieb und Geschichtenerzähler, immer wieder gern bei mir zu Hause gesehen; ein Tischler, ein Musiker und eine Hausfrau mit Mann und Kind, ein verrückter Städtebummler sowie zwei nette benachbarte Familien und ein paar Kollegen, die allerdings nur Kollegen bleiben und zum engeren Freundeskreis nicht gehören. Handwerker, Intellektuelle, Kinder und Erwachsene, Deutsche, Polen, Kroaten und Russen. Ich spreche in der Mehrzahl, weil ich die Bekannten und Familien meiner Bekannten, die ich bereits kennen gelernt habe, dazu zähle.

Die Geschichte des Städtebummlers Manni ist es auch wert, noch kurz zum Schluss erzählt zu werden, vor allem, weil ich aus dieser so einiges gelernt habe, und zwar, dass es wichtig ist, jeden Tag von vorne anzufangen und das ich das auch schaffe.

«Der Schlaf ist jedes Mal ein kleiner Tod. Man wacht auf, wird sich seiner bewusst und macht das Notwendige: man geht auf Toilette, man isst, man atmet, man bewegt sich, man denkt, man spricht, man handelt. Und daraus ergibt sich ein Leben» – so Manni, der schon an einigen Seminaren und Kursen zur Selbsttherapie und zum Aufbau der Persönlichkeit teilgenommen hat. Er ist manisch-depressiv, geht aber ganz gut mit seiner Krankheit um und begibt sich zwei Mal im Jahr, im März und im Februar, freiwillig in die psychiatrische Klinik, wenn ein neuer Anfall der Verwirrung im Anmarsch ist. Mit der Zeit hat er das gelernt, am Anfang war es natürlich hart, die Krankheit zu akzeptieren, die bei ihm ziemlich spät ausbrach.

Als Kind lebte er sorglos bei seinen bodenständigen und wohlhabenden Eltern, danach in einem Studentenwohnheim, studierte sieben Jahre Sozialwissenschaften und Politik, ohne sich mit dem Abschluss beeilen zu müssen. Das Geld war nie das Thema. Mit Studententjobs brauchte er sich nicht übers Wasser zu halten – die Eltern waren spendabel. Er beteiligte sich an verschiedenen sozialen Projekten in Afrika, versuchte sich als Parteimitglied bei den örtlichen Sozialdemokraten und war Schlagzeuger in einer Studentenband. Partys, Wahllockale, Reisen und ein bisschen lernen füllten

sein Leben voll aus. Mit dreiunddreißig verspürte er das Bedürfnis, sich von den Eltern unabhängig zu machen, aber so richtig bodenständig zu werden, mit Beruf, Familie und Mitgliedschaft im Kegelclub oder im Tennisverein, war nicht sein Ding. Das Studium war nicht abgeschlossen, das politische Engagement nicht ausreichend, um auf diesem Gebiet etwas Seriöses zu erreichen. Außerdem fühlte er sich bei den Machtspielchen der jungen politischen Elite seines Ortsvereines fehl am Platz. Die Kommunalpolitik interessierte ihn gar nicht. Seine wirklichen Erfolge erntete er jetzt auf dem Gebiet der Liebesbeziehungen. Bei den Frauen war er schon immer sehr beliebt: charmant, witzig, groß, mit hellblauen Augen und ein Lebenskünstler dazu – es schien, alles fällt ihm leicht und macht Spaß. Aber auch das brachte im Endeffekt keine dauerhafte Zufriedenheit. Die innere Unruhe plagte ihn während und nach jeder gescheiterten Beziehung und er flüchtete in das Nachtleben der Stadt, zu oberflächlichen Freundschaften und Bekanntschaften und zum Alkohol. Bald wusste er nicht, warum es sich noch zu leben lohnt. Eine Zeitlang hat er noch versucht, seine Resignation mit Coolheit bis zum Zynismus zu übertönen und den Lebemann vorzutäuschen, bis auch dieses zu mühsam wurde. Die Unruhe war der Anfang seiner Krankheit, von der er noch nichts wusste. Sie trieb ihn von Stadt zu Stadt, wo er oft auf der Straße übernachtete. Im Winter suchte er die Nachtstätte für die Obdachlosen auf und bekam seine Suppe in der Armenküche. Einmal das Schamgefühl überwunden, machte es ihm nichts mehr aus, zusammen mit den Obdachlosen zu essen und zu schlafen. Mit sei-

nen langen Haaren und dreckigen Klamotten sah er den Pennern immer ähnlicher aus. Und er stank. Die Fußgänger haben ihm selten was gegeben, denn er war immer noch groß und stark, stattdessen forderten sie ihn auf, arbeiten zu gehen. Er hat aber auch nicht gebettelt. Er schlief nur betrunken auf der Bank oder auf der Wiese und war beim Aufwachen überrascht, wenn auf der Erde vor seinen Füßen ein paar Euros rumlagen. Er nahm sie trotzdem.

Danach waren Jahre der Gleichgültigkeit sich selbst und allen anderen gegenüber, manisch-depressive Anfälle, Streitereien mit den Eltern, Einweisungen in die Psychiatrie, Entzugstherapien und Rückfälle – kurz kann man seine Geschichte in allen Details nicht erzählen. Ich habe mir diese viele Stunden lang anhören müssen und wollen, als ich ihn damals, in meinem Verzweiflungsjahr kennen gelernt habe. Irgendwann landeten wir beide auf einer Bank im Park und kamen ins Gespräch. «Wo liegt dein Problem, Mann?» - fragte er mich ohne Umschweife. Und ich antwortete brav, schon wieder meine Sorgen einem wildfremden Menschen beichtend, dass ich mich sehr einsam fühle, glaube aber nicht, dass ich einen neuen Anfang wagen könnte und dass es sich auch lohnt. Ich kam mir dabei ziemlich lächerlich vor, über den neuen Anfang mit einem heruntergekommenen Penner zu reden. Aber irgendetwas in seinen hellen Augen sagte mir, dass er mich verstehen würde. Er war nicht oder nicht so ganz betrunken und sagte nach einem kurzen Nachdenken: «Es lohnt sich, wenn du noch weißt für wen. Kind, Frau, Vogel, Hund - egal. Für sich allein lohnt sich das nicht. Und so geht das: du stehst

morgens auf und tust, was getan werden muss. Wenn du Hunger hast, machst du dir was zum essen, wenn der Knopf abgerissen ist, nähst du ihn an, dann gehst du raus, triffst Leute und hörst ihnen zu, und hilfst, wenn sie das wollen und lässt sie dir helfen, wenn du es brauchst. Du tust das, was gerade wichtig ist. Keine Selbstverarschung. Nur das Notwendigste. Das ist alles. Und du wirst sehen – es funktioniert. Habe schon hundertmal geschafft neu anzufangen». Er lachte. «Nur... ich halte nicht lange durch. Werde dann so unruhig oder traurig, dann muss ich wieder trinken. Seit Utes Tod, ist es auch allen egal. Ihr war es nicht egal. Sie arbeitete als Krankenschwester in der Klinik, wo ich immer wieder eingeliefert werde und wo wir uns auch kennengelernt haben. Nach zwei Wochen Entzug sah ich wieder einigermaßen frisch aus und hatte mich als Alleinunterhalter für all die Psychos und Jankes im Krankenzimmer versucht. Hatte wohl wieder meine euphorische Phase. Dann bin ich richtig gut – eine wahre Rampensau. Ich kann Politiker nachmachen und hab so einiges an Witzen auf Lager. Die hübsche Krankenschwester kam öfter als notwendig vorbei und lachte laut während meiner Auftritte. Hat sich verliebt, was natürlich nicht professionell war, ihre Arbeit verloren, Knatsch mit den Eltern gekriegt - alles meinetwegen. Wir waren fast drei Jahre zusammen, haben sogar eine Weltreise zusammen gemacht. Ich hatte unverhofft was von meinem Opa geerbt und schwamm kurzzeitig im Geld. Die schönste Zeit unseres Lebens. Ob das Liebe war – weis ich nicht, es passte einfach alles. Sie wusste über meine Diagnose bescheid: manisch-depressiv bis paranoid nach langen

Alkoholexzessen, dachte aber, sie kann mir helfen. Stattdessen hat sie selber angefangen zu trinken, nicht so wie ich, aber trotzdem zu viel. Also habe ich sie verlassen. Sie sagte, es sei ein Paradox, dass sie, fleißig und brav, von mir, einem Chaoten und Alkoholiker verlassen wird. Ich wollte nicht, dass sie ihr Leben vermasstelt, wie ich halt auch. Sie hat es dann auch verstanden. Wir sind Freunde geblieben, aber gesehen haben wir uns kaum. Durften wir nicht, sonst hätte alles von vorne angefangen. Uns zog es zueinander wie verrückt. Nur telefoniert haben wir. Stundenlang. Und dann erzählte sie mir, dass sie mich in der Fußgängerzone gesehen hat und meinte, dass es wieder Zeit wäre, sich aufzurappeln. Ehrlich gesagt, habe ich selbst gehofft, dass ich es schaffe, wieder gesund zu werden und wie alle anderen zu leben, habe so den ganzen psychiatrischen Mist geglaubt und all die Rhea-Maßnahmen mitgemacht. Aber sobald ich wieder vernünftig denken konnte, war mir klar, dass ich Ute lieber in Ruhe lassen soll. Sie war fünfzehn Jahre jünger, schön, lustig, gesund, hatte wieder ihren Job, ihre Freunde und Eltern. Und ich war müde und alt, wie die Mamutscheiße. Aber ohne sie hatte meine Genesung für mich keinen Sinn. Und so lief alles in Kreisen weiter. Immer wieder das Gleiche. Therapie, Traurigkeit, Alkohol, der die Tabletten ersetzte, Rückfall, Therapie. Inzwischen weiß ich, wie lange ich jede Phase durchhalten kann, um nicht zusammenzubrechen. Und gehe auch freiwillig ins Krankenhaus, wenn es sein muss. Bin also ein vernünftiger Irre geworden. Aber das war nicht immer so. Das Leben ist manchmal gemein. Ich - Nichtsnutz und ein egoistisches

Schwein lebe, erbe schon das dritte Mal was von den, die ihr ganzes Leben fleißig waren und wahrscheinlich deswegen früh gestorben sind. Wie auch Ute. Irgendwas Unheilbares hatte sie. Hat mir alles hinterlassen: eine Wohnung, monatlich Geld und den Rüden.»

Er tätschelte am Kopf und hinter den Ohren den zotteligen gelb-braunen Hund, der friedlich hinter der Bank schlief und den ich bis dahin gar nicht bemerkte. «Sein Leben kann ich nicht vermässeln – er trinkt nicht mit, der Penner. Und weißt du was?», – sagte er den Blick abwendend, als ob er sich schämte. «Ich trinke jetzt auch nicht mehr viel. Ein-zwei Bierchen am Tag, ansonsten fast trocken. Mein Arzt glaubt mir das nicht, sagt: «Es gibt nicht ein Bisschen schwanger oder ein Bisschen Alkoholiker». Aber das ist wahr. Und weißt du warum? Ich glaube, Ute hätte es so gewollt. Ich mache es für sie, und für den hier. Hat ja keinen mehr außer mir. So, komm, alter Knabe, wir schleppen uns jetzt nach Hause. Zeit fürs Näpfchen und dann ins Bett». Und die Beiden trotteten die Straße entlang in Richtung Stadtmitte.

Das Wort Paradox ging mir nicht aus dem Kopf. Wieso ist der Mensch nicht imstande, sein Leben jahrzehntelang zu verändern, tut es aber, trotz Sucht und Einsamkeit, für eine tote Frau und ihren kranken alten Hund?

Jetzt, wo ich das schreibe, denke ich, dass der Tod auch mir einen Streik gespielt hat. Und dass ich das alles überhaupt aufschreibe, hat auch was damit zu tun. Ich war früher nie ein fleißiger Schreiber. Aber um Klarheit im Kopf zu schaffen, tue ich es nun, vielleicht ein Biss-

chen unbeholfen. Vor allem habe ich jetzt auch die Zeit dafür. Tatsache ist, dass fast alle Menschen, die ich in den letzten Jahren kennengelernt habe, durch den Tod geprägt sind. Ich weiß jetzt, dass Veronikas Schicksal mit dem verfrühten Tod ihrer Eltern zu tun hatte. Auf sich alleine gestellt, ohne Beruf und Unterstützung seitens der Verwandtschaft, heiratete sie mit achtzehn den falschen Mann und, um ihm zu entkommen, landete sie auf der Straße. Aus einer Abhängigkeit in die andere. Mit Martha sind wir uns näher gekommen, als sie mir bei der Beerdigung meiner Mutter half. Wir führten lange Gespräche über die Prioritäten im Leben und darüber, wie der Tod diese verschiebt, natürlich nicht der eigene. Martha beichtete mir, dass sie erst nach dem Tod ihrer eigenen Mutter begriff, wie dringend ihr kleiner Sohn sie braucht, genau so wie sie einst mal die ihrige und vielleicht noch mehr, weil er ja noch ein hilfloses kleines Würmchen ist.

Ich erfuhr auch Einiges über das Leben meiner Mutter, das, was sie Martha von Frau zu Frau vor ihrem Tod erzählte, unter anderem, dass mein Vater ein ziemlicher Egoist war und in seiner Vagabundenphase sich nicht binden und nicht verpflichten wollte, nahm sich die ganze Freiheit der Welt, ohne Rücksicht auf meine Mutter, ihre Schwangerschaft, ihre Gefühle. Und sie folgte ihm geduldig überall hin, schmiss die Uni und ließ ihn sogar alle seine Affären durch, weil sie ihre Eifersucht nicht mal sich selbst gestehen wollte: Blumenkinder leben sorglos und glücklich! Und so tanzte sie, um dieses vorzutäuschen. Mir wurde klar, dass meine Mutter zu einer bedingungslosen Liebe fähig war und dass die-

se Liebe allein meinem Vater galt. Und als dann der Vater starb, verlor sie ihren Kern. Und ich war nicht da, um sie aufzufangen. So machte das Leben reinen Tisch – wir waren quitt. Keiner schuldete dem anderen Liebe, Zuneigung oder Schuldbekennnisse. Es war wie es war.

Manni und Werner sind durch den Tod der Menschen, die sie liebten, stärker geworden und ich durch meinen eigenen nicht eingetroffenen Tod hoffentlich weiser. Wir haben uns nicht gesucht, aber doch noch gefunden, unsere Geschichten ausgetauscht, die Gleichgesinnten in uns gewittert und nicht mehr aus den Augen verloren. So oder so, hat uns der Tod zusammengebracht: Menschen, die ihre Prioritäten neu festgelegt haben. Vielleicht sollte man ihn dafür akzeptieren? Sind wir anders nicht zu retten? Solange alles gut geht, sind wir nicht lernfähig und bleiben oberflächlich, leben unsere Routine, streiten oder vereinsamen, und glauben, dass wir unglücklich sind?

Manni und ich sehen uns oft im Park, wo ich jogge und er seinen Hund ausläuft. Morgen ist er das erste Mal bei unserer Runde dabei und ich hoffe, dass er Anschluss findet. Ein paar lebendige Menschen wären in seinem jetzigen und ziemlich zurückgezogenen Leben auch nicht verkehrt.

Der Ex-Autodieb Werner kränkelt momentan, hat aber die Einladung zum Geburtstag angenommen. Wenn er seinen Pegel an Bier intus hat, hören wir bestimmt wieder was Spannendes von ihm.

Martha und ihr handwerklich begabter Mann, ein hübscher Kroat mit einem niedlichen Akzent, immer bereit

zu helfen, besuchen mich ab und zu, wie auch morgen, mit ihrem sechsjährigen Sohn und dem kleinen Knirps, vor Kurzem geboren.

En paar neue Bekannte aus der Philharmonie sind auch noch eingeladen: der Bühnenmeister Nikolai, ein Russe und Naturtalent für alles was mit Holz zu tun hat und sauffest, wie es sich für einen Russen gehört; ein alter Geigenspieler aus dem Orchester, Herr Matera, der einen einzigen und abgenutzten Anzug, aber auch eine wahnsinnig teure Geige besitzt, immer eine schicke Krawatte trägt, dafür aber keine Socken, bei dem ich mich auf die gleiche Weise wie bei Werner und Manni beliebt gemacht habe – nämlich zugehört. Nur dass seine Geschichten etwas gewöhnlicher ausfielen – es waren Scheidungs- und Sorgerechtheiten.

Veronika und Patrik kommen natürlich auch. Sie wohnen ganz in der Nähe. Nach langem Überreden und Streiten, haben sie damals mein Geld endlich angenommen. Die Summe hat gereicht, um die arbeitslose Zeit von Veronika zu überbrücken und eine kleine Mietswohnung einzurichten. Zurzeit arbeitet sie als Verkäuferin in einem Blumenladen. Die Ausbildung zur Floristin macht sie an drei Wochentagen nebenbei in einer privaten Einrichtung. Es tut mir gut, sie glücklich zu sehen. Und es hat sich gelohnt, meine ganzen Ersparnisse in ihren neun Anfang reinzustecken (O-o, der Pragmatiker in mir ist immer noch da!). Ich hoffe, dass unsere gemeinsame Nächte nicht nur aus Dankbarkeit ihrerseits entstanden sind. Und wenn schon, so glaube ich, dass die Dankbarkeit nicht das schlechteste von

allen menschlichen Gefühlen ist. Und ist es nicht egal, ob man als reicher oder armer Mann stirbt? Ich habe ja sonst keinen – wen hätte ich alles, was ich erarbeitet habe, hinterlassen sollen?

Zugegeben, ich bin kein Vorzeigexemplar: habe kein Haus gebaut, die hübschen Kirschbäume, die alle bewundern, nicht selber gepflanzt und der Garten gehört mir auch nicht. Zu meiner Verteidigung sage ich oft: dafür baute ich aber ganz viele Anlagen und Maschinen, die (Globalisierung hin oder her) den Menschen in der ganzen Welt das Leben erleichtern – ist doch auch was! Ich liebe eine Frau, ungeachtet ihrer Vergangenheit und des aufbrausenden Charakters, und ich habe einen Sohn, den ich nicht gezeugt habe, aber versuche, durchs Leben zu führen, so wie ich kann zu unterstützen und zu beschützen. Und ist es ebenfalls nicht egal, ob er meine oder fremde Gene in sich trägt, wenn er mich nach dem Rat fragt und mich gerne und regelmäßig besucht? Und ich habe es gelernt zu genießen: gutes Essen, schöne Musik und interessante Menschen. Ja, ich werde als glücklicher Mensch sterben. Irgendwann, wenn die Zeit dazu gekommen ist.